



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Kaiser Karl V.**

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

**Brandi, Karl**

**München, 1942**

4. Erbidee und Weltreich

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

#### 4. Erbidée und Weltreich

Wir nennen die Herrschaft Karls V ein Weltreich wegen ihrer übernationalen, christlich universalen Art, auch wegen ihrer räumlichen Ausdehnung über die Alte und die Neue Welt.

Aber sie war von Haus aus nicht imperialistisch im Sinne der Eroberung. Vielmehr baute sie sich auf der denkbar friedlichsten Grundlage auf, dem Familienrecht. Das war das Erbe Maximilians, das Vermächtnis des Hauses Österreich. Darum wurden in diesem Hause Familienverbindungen und Eheschließungen noch immer so unendlich umständlich behandelt; darum konnten sich die Verwicklungen der Regierung auch im Leben Karls bisher vorzüglich in Eheverträgen und ihren Lösungen darstellen. Wie oft war nicht Karl selbst von seiner Geburt an verlobt; wie besorgt war schon Maximilian gewesen, mit den Händen von Karls Schwestern die im nächsten Bereich liegenden nordischen und jagiellonischen Kronen zu gewinnen; wie verletzend ängstlich hatte Karl über der Hand seiner ältesten Schwester Eleonore gewacht! Sie war inzwischen Königin von Portugal geworden, von wo aus man die andere Hälfte der Neuen Welt beherrschte. Die jüngste Schwester Katharina, die wir in Tordeillas bei der Mutter gefunden haben, war in den Wahlverhandlungen Karls erst dem Kurprinzen von Brandenburg in aller Form versprochen; dann dem Erbprinzen von Kursachsen, dem Neffen Friedrichs des Weisen. Der alte Herr mußte sich über all den hinhaltenden Worten schließlich darein finden, daß man auch dies Juwel für eine Krone, nicht für einen Kurhut aufsparte.

Wirklich hat das Haus Spanien-Habsburg im Laufe der nächsten Jahre alle Kronen Europas in Besitz genommen: Karls Tante Katharina war Königin von England, seine Schwestern waren oder wurden Königinnen von Dänemark, Norwegen und Schweden, von Böhmen und Ungarn, von Portugal und von Frankreich. Überall war die leitende Idee offenbar, nicht nur Allianzen oder Friedensschlüsse zu befestigen, sondern gegebenenfalls auch Erbausichten in irgendeiner nahen oder fernen Zukunft zu erwerben. So ist doch der sinnfälligste Ausdruck dieser dynastischen Weltbeherrschung die Folge

wundervoller Glasgemälde, auf denen einige Jahre später Karl sich und seine Familie in der Kapelle vom Allerheiligsten Sakrament in St. Gudule zu Brüssel darstellen ließ; Fenster auf Fenster, wie zwischen Himmel und Erde gestellt, in leuchtenden Farben und rauschender Pracht je ein Königspaar nach dem anderen, kniend vor dem höchsten Mysterium der mittelalterlich christlichen Welt. Wer anders konnte Derartiges anordnen oder zulassen, als der Kaiser? Wer anders als er sah darin bei jedem Besuch seine eigene höchste Berufung?

### Erbteilung mit Ferdinand Marie in Ungarn. Isabella in Dänemark

Dieser alles beherrschenden Familienidee entsprechen auch die gewiß von inneren Hemmungen nicht freien, ängstlich vorsichtigen, aber doch gewissenhaften und schließlich auch großartigen Erbaueinandersetzungen Karls mit seiner Lante Margarete und mit seinem einzigen Bruder Ferdinand, die mit allen damit zusammenhängenden Erkundigungen, Schreibereien und Beratungen viele Monate der Jahre 1520 und 1521 in Anspruch genommen haben. Wir erinnern uns der gegen die Wünsche der Cortes erfolgten Entfernung Ferdinands aus Spanien, auch der heftigen Ablehnung von Ferdinands Kandidatur für das Kaisertum; ja, selbst schon seines Erscheinens in Deutschland vor Karls Wahl. Karl war dabei in seinem Sinne gut beraten gewesen und hatte augenscheinlich in diesen Familienfragen zeitig sich erneut persönlich eingefügt.

Der Ratgeber war Gattinara. Wir kennen seine erste große Denkschrift nach der Kaiserwahl. Sie begann mit der Furcht Gottes, forderte gleich danach Ehrerbietung gegen die Königin-Mutter, Erfüllung der Testamente aller Vorfahren und hochherzige Haltung gegenüber dem fürstlichen Bruder. Ich finde nach alledem in dem Verhalten Karls gegen Ferdinand weder politische Unflugheit noch Hinterhältigkeiten, sondern nur die Spannungen zwischen idealen Forderungen und dem für einen Fürsten nun einmal sehr berechtigten Eigennuß oder Machtbegehren. Auch die umfassenden Erhebungen über die leßtwilligen Verfügungen des Vaters und der Großväter, über den Umfang und die Belastung der Erblande, sowie über das Erbrecht in den einzelnen Gebieten stellen sich nicht als ein unaufrichtiges Hinhalten, sondern als das Mindestmaß dessen dar, was ein verantwortlicher Fürst, der vor ganz neuen

und ungeheuren Aufgaben stand, ins Auge fassen mußte. Denn die Abfindung Ferdinands im ersten Jahre nach Karls Königskrönung ist schließlich rasch und weitherzig durchgeführt worden, obwohl hinter ihr keinerlei Druck stand; die unhöflichen Forderungen der wieder einmal auffässigen Wiener, die ihr bald zum Bürgermeister erhobener Führer Siebenbürger vertrat, bedeuteten weder eine Empfehlung, noch eine ernstliche Macht.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal den Inhalt der ersten Monate des Jahres 1521, die immer bedrohlicher steigende Spannung mit Frankreich, die sich in der Verabschiedung des französischen Gesandten in Worms am 22. Mai unmißverständlich löste; die schwierigen Verhandlungen mit der römischen Kurie; die Wirkungen der lange genug doch überaus niederdrückenden Nachrichten aus dem aufständischen Spanien; das noch keineswegs endgültig geklärte Verhältnis zu England; die Besprechungen mit den deutschen Kurfürsten und Ständen, und nicht zuletzt die Lutherfrage in ihrer Verquickung mit den ständischen Forderungen — so verstehen wir, daß Karl die Angelegenheiten des Infanten wenigstens bis zum April zurückstellen mußte. Am 2. April ist Ferdinand feierlich in Worms eingeritten.

Ihn erwarteten die ungarische Gesandtschaft Ludwigs II, der Propst Hieronymus Balbi und Stephan Verböczy als ungeduldige Mahner. Denn die Vollziehung der Doppellehe der habsburgischen und der ungarischen Geschwister miteinander mußte nun endlich festgelegt werden. Es hatte zwischendurch eine kleine Störung gegeben, insofern Maximilian früher durch die Adoption Ludwigs und durch das Winken mit der Kaiserkrone den ungarischen Ehrgeiz übermäßig erregt hatte, und Ludwig deshalb die Hand seiner Schwester Anna lieber dem Kaiser als dem noch länderlosen Infanten gegeben hätte; aber man fügte sich in Dfen längst in das Unvermeidliche; die durch die Riesenschatten der Gerüchte besonders düster heraufziehende Türkengefahr mahnte zur Bescheidenheit. Am 11. Dezember hatte Anna von Ungarn, die mit Marie von Österreich zusammen in dem sicheren und schönen Samsbruck Hof hielt, die Ringe getauscht mit Ferdinands Bevollmächtigtem.

Dabei aber erschien nun im höchsten Grade erwünscht, daß der Infant irgendwie auch als Landesherr zu eigenem Recht befestigt wäre, wenn er die ungarisch-böhmische Königstochter heimführe. Das konnte nur in Deutschland sein. Denn in Spanien hatte selbst die ausgesprochene Vorliebe seines Großvaters Ferdinand von Aragon für ihn nicht mehr, als höchstens die Regentschaft während Karls Abwesenheit in Anspruch genommen. Aus den Niederlanden, wo Ferdinand inzwischen in guter humanistischer Schule, nicht ohne

unmittelbaren Einfluß des Erasmus seine letzte Erziehung erhalten hatte, laufete auch die Auskunft, etwa von Brabant, daß Erbteilungen dort nicht Rechtens seien. So blieben nur die österreichischen Länder, die man sich anschickte, wie so oft vorher, zu teilen. Sie waren durch Württemberg außerordentlich verstärkt, aber ebenso bedeutend weiter belastet worden. Außerdem lagen auf dem Gesamthause noch ältere Schulden Maximilians; die Ablösung eines Teils hatte man mit den Wahlgeldern irgendwie verquittet; andere waren völlig ungedeckt, wie die Ansprüche Herzog Georgs von Sachsen aus dem Verkauf von Friesland durch seinen Vater. Diese Schuld übernahm Karl. Das Haus Fugger, das vor allem die Königswahl finanziert hatte, war unter anderem auf Tirol angewiesen worden; den Erwerb Württembergs behauptete Karl aus aragonischen Mitteln bestritten zu haben, was nur halb richtig war; jedenfalls lagen Lasten und Aufwendungen der einzelnen Länder sonderbar durcheinander.

Manches blieb offen, manche Schuld wurde prolongiert. Über „ehrliche“ Teilung wurde lange verhandelt. Aber soviel wurde doch noch in Worms abgemacht, daß die ungarische Ehe Ferdinands zu Pfingsten und zwar in Linz an der Donau vollzogen werden sollte, und daß Karl an seinen Bruder schon jetzt die fünf österreichischen Herzogtümer, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain mit allen landesherrlichen Rechten abtrat (28. April). Krain sollte nur beschnitten werden um die für die Herrschaft an der Adria, also auch wegen Neapel und gegebenenfalls gegen Venedig, so wichtigen Gebiete vom Pustertal bis Istrien und Triest.

Noch im Mai fanden Einritt und Hochzeit in Linz statt. Im Gefolge Ferdinands sah man außer stattlichen Botschaften die Herzöge Otto von Lüneburg, Ludwig von Bayern und drei Markgrafen von Brandenburg. Den üppigen Hochzeitsfesten folgten die Huldigungen der österreichischen Länder zu Ybbs an der Donau im Juni und zu Graz in der Steiermark im Juli.

Daß es alsbald nicht an Schwierigkeiten im Lande fehlte, begreift sich angesichts der Ungebärdigkeit dieser selbstbewußten Landstände, des Mangels einer unmittelbaren Verständigung mit dem des Deutschen kaum mächtigen achtzehnjährigen Herrn und der Anforderungen, die seine Regierung stellen mußte. Die Völker unterschätzen immer die Staatsnotwendigkeiten und überschätzen die Verwendung ihrer Pfennige in einem zur Schau getragenen Aufwand der Regierenden. Noch im Herbst ordnete Ferdinand seine Behörden, bestellte einen eigenen Hofrat und rüstete auch bescheiden zur Unterstützung seines ungarischen Schwagers gegen die Türken. Dann machte er sich noch

einmal auf den Weg zu den letzten Verhandlungen mit seinem kaiserlichen Bruder in den Niederlanden. Im Dezember 1521 weilte Ferdinand in Gent, im Januar und Februar 1522 kam es zu den entscheidenden Verträgen, die über die Wormser Abmachungen weit hinausgingen.

Diese Brüsseler Verträge, zum Teil in doppelter Überlieferung aus Karls und Ferdinands Besitz erhalten, scheiden sich in ostensible und Geheimverträge. Auf den ersten Blick befremdend, sind sie bisher gern in dem oben angedeuteten Sinn einer Verdächtigung Karls ausgewertet; doch scheinen sie mir nach ihren tieferen Gründen vollkommen durchsichtig. Karl konnte erst nach seiner Wahl und Krönung, nach dem ersten großen Reichstage seine Stellung im Reich rechtlich als einigermaßen gefestigt ansehen. Dazu diente ihm auch, daß sein Bruder als sein Statthalter das Reichsregiment führen sollte; daß dieser Statthalter nicht ohnmächtig erscheine, lag durchaus im Interesse des Kaisers. Deshalb die Erweiterung der bisherigen Abmachungen durch Herstellung der ganzen Ländermasse der fünf Herzogtümer einschließlich der in Worms noch zurückgehaltenen Gebiete im Pustertal, Ortenburg und Gills, Istrien, am Karst, in Möttling, Mitterburg, Triest, St. Veit, Gradisca, Tolmein und dessen, was Maximilian sonst von Friaul erworben hatte. Deshalb auch die Ernennung Ferdinands zum Statthalter in allen übrigen Gebieten, also auch in den vorderösterreichischen Ländern, von Tirol über Vorarlberg bis zum Oberrhein, einschließlich Württembergs. Andererseits schien es dem Kaiser offenbar nicht ratsam, vor aller Welt schon jetzt ganz aus der Regierung der österreichischen Länder auszuschneiden, wie er es zur Beruhigung seines Bruders, der dafür von allen Ansprüchen auf die burgundisch spanischen Erblande abstand, in dem Geheimvertrag vom 7. Februar tat. In diesem Vertrage überließ Karl an Ferdinand die erbliche Landesherrschaft in allen deutsch-habsburgischen Ländern — bis auf das Elsaß, Pfirt und Hagenau, die zwar auch Ferdinand auf Lebenszeit zugestanden wurden, nach seinem Tode jedoch an Burgund fallen sollten; das war eine Wiederaufnahme der Politik Karls des Kühnen auf Kosten des Reiches, wie sie im Dreißigjährigen Kriege von seiten der spanischen Habsburger unter Einschluß der Pfalz noch erweitert werden sollte, um die strategisch wichtige Verbindung von Mailand nach den Niederlanden zu sichern. Im übrigen gibt für die Erwägungen Karls oder seiner Berater bei Abfassung des Gesamtvertrages von 1522 die Klausel einen Fingerzeig, daß dieser Vertrag auf sechs Jahre oder bis zur Kaiserkrönung geheim bleiben sollte. Erst in der förmlichen Kaiserkrönung auf dem Boden Italiens mochten sie die allerletzte Sicherung von Karls reichsrechtlicher

Stellung erblicken. Nach der Kaiserkrönung ließ sich die Erhebung Ferdinands zum römischen Könige erreichen. Diese aber bedeutete wieder eine neue Verflechtung Ferdinands mit der universalen Machtstellung des Gesamthauses, wie sie Karl später in der sogenannten spanischen Sukzession weiter auszubauen suchte.

Außer den Ländern verbriefte Karl seinem Bruder noch die von ihrem Großvater ausgesetzte Rente aus dem Königreich Neapel in Höhe von 50 000 Dukaten, und als Gegenleistung für den Verzicht auf sonstige Rechte weitere 10 000 jährlich. Die Teilung des beweglichen Nachlasses, sowie der noch ungedeckten Schulden Maximilians war einer späteren Vereinbarung vorbehalten.

Mit dieser Erbteilung schied Karl selbst als Landesherr aus Deutschland wieder aus. Was er abgesehen von den niederländischen Lehen oder dem burgundischen Reichskreis behielt, waren die Hoheitsrechte des Reiches und die Ehre der kaiserlichen Stellung; also nicht viel mehr als einst Richard von Cornwallis oder Alfons von Castilien besaßen. Deutschland als Raum gehörte fortan der österreichischen Linie, und ihr sollten deshalb auch nach Maximilians Vermächtnis die verwandtschaftlichen Anlehnungen an die nordische Union und im Süden an Böhmen und Ungarn zugute kommen. In Wirklichkeit freilich wuchs sich die Beziehung zum Donauraume zu einer zwar bedeutenden, aber teuer erkauften Verbindung aus, während die dänische Verwandtschaft, für Deutschland ohne Nutzen, nur die Niederlande belasten sollte.

Vierzehn Tage nach der Hochzeit Annas mit dem Erzherzog Ferdinand hatte die Vermählung ihrer Innsbrucker Gespielin Marie mit Annas Bruder Ludwig von Ungarn und Böhmen stattgefunden (8. Juli 1521). Das junge Paar spürte schon in den Tagen der Vermählung die Vorzeichen seiner drohenden Zukunft. Die Nachrichten von dem Vorrücken der Türken zu Land und zur See beunruhigten den Hof, wie die gemeine Christenheit; aber die Verzögerung der Einnahme von Belgrad bestimmte Suleiman wider Erwarten zur Umkehr, und vollends zur Zeit des Falles von Rhodos (am 21. Dezember 1522) ließ der Druck auf Ungarn vorübergehend wieder nach. Immerhin kehrten König und Königin zu einem Türkenreichstag im April 1523 aus Böhmen nach Ofen zurück. Sie waren beide sehr jung und lebenslustig; der König gebildet, ritterlich, lebenswürdig, aber leichtsinnig und verschwenderisch. Die Königin erschien erfahrenen Staatsmännern klüger und energischer; ihr Porträt von 1524 in München zeigt bei feinen und gewinnenden Zügen eine gewisse männliche Herbeheit, die ihr bleiben sollte; aber was konnte die im Herbst 1505 geborene, noch lange nicht

zwanzigjährige Fürstin ausrichten? In dem Gewirr der geistlichen und weltlichen Magnaten Ungarns und Böhmens, die den Adel von Burgund und Spanien an Eigennuß und Eigenwillen noch weit übertrafen, hatte das Königspaar an dem Kanzler, dem Bischof von Erlau, Ladislaus Szalkay, und an dem Erzbischof-Primas von Gran, Georg Szafmáry, nur ungenügende Stützen. Um so wertvoller der Gesandte des Kaisers Andreas da Burgo und der ebenfalls schon unter Maximilian erprobte österreichische Staatsmann Sigismund von Herberstein, die sich freilich auch auf diesem Boden den Gegenbemühungen eines französischen Gesandten ausgesetzt sahen. Einstweilen brachte also die dynastische Politik Maximilians im Donauraum für das Haus Habsburg nur Sorgen.

Nicht besser stand es im Norden, wohin Karls zweite königliche Schwester Isabella verheiratet war. Der vierunddreißigjährige König Christian von Dänemark, Norwegen und Schweden hatte zu Lebzeiten seines Vaters als Statthalter in Norwegen schon Gelegenheit gehabt, unter schwierigen Verhältnissen sich zu behaupten, dabei aber seine jäh zugreifende Art ungünstig entwickelt. Von Norwegen hatte er außerdem eine Begleitung mit nach Kopenhagen gebracht, die so ziemlich das Schlimmste bedeutete, was einer jungen Königin zugemutet werden konnte. In Bergen waren dem Prinzen die schlaue holländische Wirtin Sigbritt Willems und ihre hübsche Tochter, „dat Düweken“, nahegetreten; er nahm sie nach Oslo und nach Kopenhagen mit. Man sagt, die junge Königin habe die halbgebildete Landsmännin zunächst als ein Stück Heimat fast tröstlich empfunden, aber das offene Verhältnis ihres Gemahls blieb für sie um so verletzender, als Derbheit und Roheit es begleiteten. Der Schloßhauptmann Torben Dye sollte sich einmal sehr unpassend mit dem „Läubchen“ vergnügt haben; er wurde dafür nach deren Tode (1517) blutig prozessiert. Ähnlich ging es einem Junker der Königin. Die Sigbritt aber blieb des Königs rechte Hand. Er hatte auch sonst kein Glück mit den Leuten seines Vertrauens. Sie trieben ihn in seinem Kampfe gegen die Adelsopposition des Sten Sture in Schweden zu kaum verhüllten Rechtsbrüchen und blutigen Vollstreckungen.

In den Niederlanden verstimmte es vollends, daß dieser übrigens ansehnliche und wenn er wollte bestrickende König sehr herrisch den Rest der Mitgift seiner Frau und dazu noch Hilfe gegen Schweden begehrte, gerade als man wegen der Kaiserwahl tief in Schulden steckte. Er scheute sich nicht, sein Glück unmittelbar danach bei Frankreich zu versuchen und erhielt von dort in der Tat auch brauchbare Soldner. Mit stattlichem Aufgebot und sechs niederländischen Kriegsschiffen zog er gegen Schweden. Im Frühjahr 1520

schien die kalmatische Union der drei Reiche wieder allgemein befestigt. Aber statt der erwarteten Amnestie ließ Christian weltliche und geistliche Prozesse spielen; zwei Bischöfe, dreizehn Ritter, darunter Gustav Wasas Vater, drei Bürgermeister und sechsundzwanzig Bürger wurden hingerichtet — ohne Sakeramente, erzählte man sich schauernd.

Daß die Versuche einer lutherischen Reformation in den Händen eines so unbeherrschten Fürsten nicht gediehen, versteht sich doppelt; man nahm schon das, was von ihm kam, mit wachsendem Mißtrauen. Gleichwohl hatte er die Keckheit, seinen kaiserlichen Schwager im Sommer 1521 in den Niederlanden persönlich aufzusuchen. Als Ritter des Goldenen Vlieses festlich empfangen, ergab er sich an Karls Seite den gesellschaftlichen Freuden des reichen Landes. Damals zeichnete ihn Dürer, der selbst einmal mit zur Hoftafel geladen wurde, als König Christian seinen Schwager bewirtete. Man willfahrte dem König auch in der Belehnung mit Holstein, schlug ihm freilich den Besitz Lübecks, sowie die Hilfe gegen Schweden und die Hanse ab. Margarete und ihre Räte hatten die Gefahren eines nordischen Krieges für den niederländischen Handel mit Recht stark betont. Wiederum bezeichnend für seine derbe Art, daß Christian seine Wut über den kühlen Abschied daheim an seiner königlichen Gemahlin ausließ, so daß nun öfter bewegliche Klagen von ihr in die Niederlande gingen. Alles das hinderte ihn aber keineswegs, sich weiter auf die Hilfe von dort zu verlassen und seine Erwartungen nur noch zu steigern. Von dem Fortgang dieser Tragödie werden wir noch zu berichten haben.

#### Aufstieg und Zusammenbruch der Comuneros und der Germania

Karl weilte seit dem Sommer 1521 in den Niederlanden und mochte hier in einer Lebenspause, vor der Rückkehr nach Spanien, trotz aller Wetterzeichen und heraufziehenden Sorgen, der zunehmenden Befestigung seiner Machtstellung und ihrer Rückwirkung auf das Staatenkonzert zusehen.

Im Hintergrunde aller Entschliefungen der letzten Jahre standen die lange Zeit sehr aufregenden Nachrichten aus Spanien. Karl hatte das Land in einer ungehemmt ausbrechenden Revolution verlassen. Man mag die Gemütsruhe bewundern, mit der Chivores seinen jungen Herrn über die heimischen Niederlande zu den großen Möglichkeiten des deutschen Königtums und Kaisertums ziehen ließ und die spanischen Reiche ohne Machtmittel einem schwa-

den Prälaten anvertraute. Chievres besaß offenbar keine Nerven. Indessen hatte gerade er die Reiche weit mehr gefährdet, als ihm bewußt worden sein kann. Der Hochmut und die naiv habgierige Stellenjägerei der Fremden, die betonte Hast des Hofes selbst, nach möglichst stattlichen Bewilligungen tunlichst bald aus den einzelnen Königreichen, ja aus dem ganzen Lande wieder fortzukommen, hatten unter den stolzen, schon von staatlichen und völkischen Ideen getragenen Spaniern jene Erhebung ausgelöst, die am 29. Juli zur heiligen Junta und zu deren Ansprüchen auf eine eigene Regierung des Landes führte. Daß die lange Gewöhnung an Spaltungen und Gegensätze in und zwischen den Reichen diese Erhebung erleichtern mußte, haben wir früher betont.

Die sozialen Gegensätze zwischen den Granden und den meist von kleinen Adligen geführten Städten verschärften die Kämpfe — entlasteten freilich insofern wieder die Krone, als die Parteien sich ihr gegenüber neutralisierten. Außerdem hielten sich wichtige Städte Castiliens und fast der ganze Süden von der Bewegung frei. Nicht minder Aragon, das dafür im Königreich Valencia seine eigene weniger politische als sozialrevolutionäre Revolte der Germania erlebte, von deren Anfängen auch schon die Rede war. Eine Verbindung zwischen den beiden Herden der Unruhe ist nicht zustande gekommen, wie ja weitsichtiges Handeln nicht die Stärke der Revolutionen zu sein pflegt. Auch Verbindungen mit dem Auslande sind ernstlich nicht wirksam geworden. Der König von Portugal sandte zwar der verlassenen und mittellosen Regierung einmal eine stattliche Summe Geld, aber dabei blieb es. Umgekehrt hätte die französische Regierung gern die Glut geschürt und ihr Erlöschen aufgehalten. Aber weder die Flotte, die um Mallorca kreuzte, noch der Krieg, den Frankreich aufs neue in Navarra erregte, haben irgendeine Stärkung der Revolution zuwege gebracht. In Navarra kamen die Franzosen zu spät.

Doch wollen wir nicht vorgreifen. Die Erstarkung der Königlichen in Castilien hatte innere und äußere Gründe. So wenig wie später die Masse der Bauern in Deutschland, waren die Aufständischen in der Lage, eine andere als die überkommene Autorität zu denken. Sie forderten das „alte Recht“. Sie bedienten sich des königlichen Siegels. Sie riefen nach dem Könige gegen die königliche Regierung. Sie versuchten es mit der Königin.

Gewiß war es ein kritischer Augenblick in der Geschichte der Comuneros, als ihr Führer Padilla die Feste Tordeillas im Handstreich nahm, vor der kranken Königin in alter Ehrerbietung ein Knie beugte und ihre Hilfe erwartete. Da man den ihr begreiflicherweise unbequemen und deshalb verhassten Marques von Denia entfernte, mochten die Ereignisse der armen Frau in

einem halblichten Augenblick wie eine Befreiung aus Träumen und als die Rückkehr in eine längst versunkene Wirklichkeit erscheinen. Sie nickte freundlich zu und hörte anscheinend geduldig die Reden der Männer an. Aber jeder Versuch, sie zum Handeln zu bewegen, ja auch nur eine Unterschrift von ihr zu erlangen, zerbrach an ihrem Zustand. Sie fiel bald in das hoffnungslose eigene Dunkel zurück.

Ganz so wie das Werben um Juana wurden auch die sachlichen Forderungen der Aufständischen zu einer ungewollten Stärkung des königlichen Ansehens. „Castilien ist es nicht gewohnt, ohne König zu sein“, klagte man begehrend in den *Capitulos del reyno* vom 20. Oktober 1520 dem abwesenden Könige. Indem man wirkliche Übelstände oder Mißgriffe der Regierung sozusagen mit den königlichen Augen sah und formulierte, gab man der Regierung die Mittel zu ihrer Restauration. „Kehrt der König zurück“, so sagten sie, „kann er von diesen seinen Königreichen aus die Welt beherrschen, wie seine Vorfahren.“ Und wie streng dynastisch war es nicht gedacht, daß gleich im ersten Artikel die flehentliche Bitte ausgesprochen wurde, der König möge sich doch verheiraten! „Nach dem Wunsche seiner Reiche“, fügten sie hinzu — alle wußten, daß damit nicht die französische, noch auch die englische, sondern die portugiesische Heirat gemeint war. Sie wünschten im königlichen Hofstaat nur Einheimische zu sehen, wie zu den Zeiten der „glorreichen Vorfahren“ Ferdinand und Isabella; freilich auch deren Einfachheit und nicht die prunkhaften Ausgaben der Gegenwart. Sollte der König abwesend sein müssen, baten sie um einheimische Statthalter. Sie baten weiter um Steuererleichterung, baten um Reformen in Verwaltung und Justiz, wie wir sie in früheren Forderungen der Cortes und in den Ratsschlüssen erfahrener Räte kennengelernt haben. Man sieht deutlich: es sind alte Requisiten, einschließlich der Forderung guter königlicher Münze und der Klagen über die Mißstände in den Neuen Indien. Weder dort, noch hier im Lande wollen sie die Vergabung aus Königsgut zu privatem Nutzen, die viel begehrten und zugleich berücktigten *Mercedes*. An Forderungen des Tages hatten sie nur wenige, wie die Wahl der Abgeordneten zu den Cortes nach Ständen und ihre festen Bezüge, dazu periodische Tagungen und Verhandlungsfreiheit. Allerdings forderten sie strenge Bestrafung des Antonio de Fonseca, des Licenciado Ronquillo und des Gutierre Quijada, die sie der Zerstörung von Medina del Campo beschuldigten — damals, als man dort zuerst handgemein geworden und die kostbaren Warenlager in Rauch aufgegangen waren. Von den Boten, die dem Kaiser die *Capitulos* überbringen sollten, gelangte nur Antonio Vasquez aus Avila bis Worms; er wurde

nach vorläufiger Gefangensetzung zwar wieder freigelassen, blieb aber ohne Erfolg. Die anderen wagten gar nicht, über die Niederlande hinauszuziehen. Karl verhielt sich, selbst den Empfehlungen Adrians gegenüber, völlig ablehnend.

Und doch, in der Ideologie jener Klagen lagen im Grunde lauter Verbeugungen vor der als groß, rein und gerecht gedachten königlichen Gewalt. Das bedeutete eine günstige Bedingung. Freilich, die Taten der neuen Machthaber waren rauher als der Ton ihrer Briefe und Artikel. Im Stil der in sich unsicheren Revolutionen erschienen ihnen nicht nur die königlichen Beamten, sondern alle möglichen Personen verdächtig, und sie verschmähten nicht ein sehr brutales Vorgehen. Auf der anderen Seite gab es starke Schwankungen, auch heftige Streitigkeiten im eigenen Lager zwischen Städten und Personen. Vorübergehend wurde Padilla durch Pedro Giron ersetzt; aber die Launen wechselten, und der Grande machte seinen Weg wieder zurück, wie Pedro Laso und andere. Padilla dagegen wurde in Valladolid empfangen, „als sei der liebe Gott vom Himmel gekommen“.

Inzwischen hatte Karl unter dem 29. September den Connétable von Castilien, Don Íñigo Velasco und den Admiral Don Fadrique Enriquez neben Adrian zu Regenten bestellt. Besonders der Connétable entwickelte bald große Energie. Die Truppen der Granden und der Regierung ordneten und verstärkten sich; der Connétable machte seinen Frieden mit Burgos im November; am 5. Dezember gewannen sie Tordeillas zurück. Allein die Junta siedelte nach Valladolid über, und die schlimmsten Zeiten schienen noch kommen zu sollen. Denn eben jetzt warf sich ein ehrgeiziger Grande geistlichen Standes, Antonio de Acuña, Bischof von Zamora, zum Führer auf, um wenigstens das Erzbistum Toledo, also den durch den Tod des jungen Croy wieder erledigten Sitz des großen Kardinals, zu gewinnen. Sonderbar ungereimter und unheimlicher Maskenzug der Geschichte, wie hier ein geistlicher Würdenträger alten Geblüts, gefolgt von Bettelmönchen und Volkshaufen das Land verwüstete, Klöster plünderte, und dann solenne Gottesdienste abhielt. Im Grunde genommen doch nur ein Ausdruck der allgemein gelösten Ordnung, was auch den hochgeborenen und hochgestiegenen Verbrecher entfesselte. Auf Klagen Adrians mischte sich die römische Kurie mit der Bestellung geistlicher Richter ein. In sonderbarer Verkennung der Persönlichkeiten, aber offenbar in gleichem Abscheu, sprach man in Rom von dem „spanischen Luther“. Die Energie der Kurie ließ freilich nach, als der Bischof durch gute Freunde, auch durch Frankreich allerlei Gegenminen legte.

Die Entscheidung fiel nicht in Toledo, sondern in der altcastalischen Heimat der Erhebung. Der Connétable zog von allen Seiten Verstärkungen an sich und wurde so den Truppen des Padilla überlegen. Am 23. April siegte er über ihn auf dem Felde von Villalar unweit Toro am Duero, wesentlich durch das Übergewicht seiner Reiter. Padilla wurde gefangen und schon am nächsten Tage gerichtet. Am 27. April zogen die Sieger in Valladolid ein. Im Herbst folgte Toledo, aus dem der Bischof geflohen war, während Padillas tapferes Weib, die Schwester der großen Mendoza, die Stadt noch leidenschaftlich verteidigt hatte, — bis auch ihre Kraft versiegte und sie als elender Flüchtling über die portugiesische Grenze entwich. Zamora wurde auf dem Weg nach Frankreich ergriffen und einstweilen auf der Burg von Simancas in Gewahrsam genommen.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn mittlerweile hatten die französischen Truppen in Navarra doch gewaltig Raum gewonnen. Ihr Führer war André de Foix, Herr von Esparre, neben Lautrec und Lescun einer der drei Brüder der Françoise, Frau von Chateaubriand, die damals als die vornehmste Geliebte Franz' I galt. Er drang über die Pyrenäen vor, nahm am 19. Mai Pamplona, am 29. Tudela am Ebro und begann die Belagerung von Logroño. Es wird berichtet, daß diese Hiobsposten den fernen Kaiser völlig niedergeschlagen hätten. In der That bedeutete eine unmittelbare französische Herrschaft bis in den Südzipfel von Navarra hinein fast ein Aufschließen der spanischen Reiche an ihrer schmalen Naht im oberen Ebrothal. Aber bevor Karl noch Weiteres erfuhr, war ihm am 31. Mai schon der Sieg von Villalar gemeldet worden, der die Truppen und die Herzen der Castilianer gegen die Franzosen frei machte.

Auch die Aragonesen beschloßen eilige Hilfe. Esparre mußte um seine Rückzugslinie fürchten, brach die Belagerung von Logroño ab, wurde aber in seinen rückwärtigen Bewegungen noch erreicht und hart südlich von Pamplona, bei Noain, in sehr blutigen Kämpfen am 29. Juni völlig geschlagen. Ganz Navarra war aufs neue für Spanien gesichert. Daran änderte auch nichts, daß bald nachher der Admiral Bonnivet sich überraschend des Grenzortes Guenterabbia an der Mündung der Bidassoa bemächtigte und dieser gewiß nicht unbedeutende Ort lange umstritten blieb. Navarra behielt als Ganzes seinen Bestand als spanisches Königreich, mit eigenen Cortes und Bizekönigen; auf Najera folgte Graf Miranda.

Um dieselbe Zeit kam auch die Bewegung im Königreich Valencia zum Stehen. Wenn sie durch das Unterbleiben des königlichen Besuches und durch

widersprechende Bescheide der Regierung gefördert sein mochte, so lagen doch hier stärker, als bei der vorwiegend politisch bürgerlichen Bewegung Castiliens, ständische Gegensätze zugrunde, die an die Kämpfe der Zünfte mit dem Adel in den italienischen Städten des 13. Jahrhunderts erinnern. Man denke, daß in Valencia schon die Zahl der Zünfte sich dem halben Hundert näherte. Die königlichen Erlasse schienen die Germania tatsächlich zu legalisieren, und sie selbst hatte sich nach dem Vorbild der um Christus gescharten zwölf Apostel einen Rat der Dreizehn bestellt. Aber auch der Adel war organisiert, hatte vom Könige Entgegenkommen erfahren, allerdings statt seines persönlichen Besuches nur die Regierungsübernahme durch den Vizekönig Don Diego Mendoza erlebt. Mendoza gab den Zünften gute Worte, trat aber schließlich doch im Sinne des Adels für die alten Ordnungen ein, während die selbstbewußte Germania nicht gewillt war, in politischer Rechtlosigkeit zu verharren; sie begehrte Anteil am Stadtrat. Diego Mendoza und auch sein in Valencia begüterter und deshalb im Lande mehr populärer Bruder Rodrigo, Marques von Zenete, vermochten die Autorität nicht zu halten. Der Vizekönig wurde in einer dramatisch inszenierten Revolte verdrängt und zog von Valencia erst südwärts nach Jativa, dann an die Küste nach Denia und Gandia, während die Germania das ganze Land zu ergreifen schien. Jativa wurde von den Haufen des Vicente Periz genommen, der unter dem Titel eines Capitán general auch ins Innere vordrang und die auf den adligen Gütern arbeitenden Moriscos in einer Mischung von kirchlichem und demokratischem Fanatismus schwer bedrängte; seine Leute taufte oder tötete. Nun wurde aus dem ursprünglich nur auf Selbstschutz gestellten Befüge der Germania eine den ganzen Staat erfassende Forderung. „Die Begriffe des Adels und der Heiden“, lehrten sie, „gehören der Vergangenheit an; das ganze Reich soll eine Bruderschaft sein in Frieden und Gerechtigkeit unter einem König und einem Gesetz.“ Solche Töne haben auch hier die Granden vollends erbittert und zur Gegenwehr gesammelt. In schweren Kämpfen hat es nicht gefehlt; sie zogen sich bis zum Frühjahr 1522 hin. Schließlich wurde im März auch Vicente Periz gefangen und gerichtet.

Ähnliche Verhältnisse und Vorgänge wie in Valencia gab es auf den Balearen, insbesondere auf Mallorca. Ja, hier schien es am ausgesprochensten der scharfe Klassengegensatz zwischen den Bauern, Arbeitern und Handwerkern auf der einen Seite, der Bürgerschaft und dem Adel auf der anderen, der sich in blutigen Zusammenstößen und Überfällen äußerte. Don Miguel de Gurrea, Statthalter der Krone Aragon, mußte dem Gutsherrn Don Pe-

dro de Pachy weichen, der selbst aber wieder ein Opfer der erregten Massen wurde. Nur die zur See offen gebliebene, wohlbesetzte Stadt Alcudia blieb Stützpunkt des Adels und der Bürgerlichen, die ihren Gegnern in tapferen Ausfällen aus der Stadt wiederholt erheblich zusetzten. Nach Karls Heimkehr konnte der Gouverneur mit vier Galeeren und entsprechender Mannschaft von Alcudia aus die Insel zurückgewinnen.

Blickt man zurück auf die innerlich und äußerlich verzweifelte Lage des größten Teils der spanischen Königreiche zu dem Zeitpunkt von Karls Abreise und dann während des Herbstes und Winters 1520/21, auf die fast hoffnungslosen Hilferufe Adrians aus seiner ohnmächtigen Lage in Castilien, auf die noch größeren Gefahren, die sich bei besserer Führung und rechtzeitigem Zusammenwirken mit Frankreich ergeben hätten, so kann man in der Seele Karls das Hochgefühl der Erleichterung verstehen, mit dem er sich im Sommer 1522 seinen spanischen Reichen wieder zuwandte.

#### Bündnis Karls mit Leo X

Mittlerweile waren an den entscheidenden Stellen der europäischen Politik, an der römischen Kurie und in England, gleichermaßen günstige Wendungen für ihn erfolgt. Beide Mächte standen zwischen ihm und Frankreich; beide sah er sich nach und nach in festen Bündnissen gegen Frankreich verbunden.

Das Verhältnis des Kaisers zu Leo X war im Wahlkampf schwer belastet. Der Papst hatte so offen die Partei des ihm seit dem Siege von Marignano eng befreundeten Königs Franz genommen, daß schon darin nach allen Seiten Hemmungen lagen. War es nicht auch gefährlich für die römische Kurie, entgegen einer Jahrhunderte alten Tradition die Vereinigung der Krone Neapel mit dem Kaisertum wirklich zuzugestehen, dazu noch in den Händen eines Kaisers, der über ganz Spanien und die neue Welt, und in den Niederlanden über ein reicheres Fürstentum verfügte, als je ein Kaiser zuvor? Und was hatte sich auf der französischen Seite geändert? Lag nicht hier außer der alten Freundschaft das einzig wirklich brauchbare Gegengewicht gegen die Übermacht des Kaisers?

Die Politik Leos X in diesen Jahren ist deshalb von jeher mit besonderer Aufmerksamkeit studiert worden, ohne daß man überall in die letzten Falten

zu blicken vermöchte. Etwas klarer werden wir vielleicht sehen, wenn einmal die ganze Korrespondenz des spanischen Gesandten in Rom, Don Juan Manuel, im Wortlaut vorliegt. Dieser merkwürdige Vertreter des hohen castilischen Adels ist uns ein alter Bekannter. Unscheinbar von Statur und Aussehen, war er stets gefürchtet wegen seiner Klugheit und seiner Willenskraft. Der alte Ferdinand von Aragon hatte ihn gefaßt, und den Niederländern war er sichtlich unbequem. Sandte Chievres ihn als Botschafter nach Rom, um ihn los zu werden oder weil er die Bedeutung des Postens und des Mannes gleichmäßig hoch einschätzte? Jedenfalls bewährte sich Manuel in Rom, seitdem er dort am 11. April 1520 feierlich eingezogen war.

Der mediceische Papst hatte 1516 das Konkordat von Bologna mit Franz I zum Teil aus Furcht vor der neuen Macht abgeschlossen. Und Furcht vor der neuen spanischen Macht wird auch jetzt mitgespielt haben. Zudem hatte sein Haus gegen die Franzosen 1512 nur durch spanische Hilfe seine Restauration in Florenz erwirkt. In allerlei territorialen Fragen, wegen Parma und Piacenza, auch gegenüber den päpstlichen Ansprüchen auf Ferrara, verhielt sich der neue französische Herr von Mailand spröde. Dabei stellte er unablässig an die Kurie Anforderungen, als hätte diese nur auf Paris und sonst keinerlei Rücksicht zu nehmen. Es grenzte an Unverschämtheit, wenn Franz die Erhebung des Bischofs von Lüttich, Eberhard von der Mark, zum Kardinal hartnäckig bekämpfte, weil dieser sich zeitweise mit, zeitweise im Gegensatz zu seinem Bruder Robert von der Mark der französischen Partei wieder entzogen hatte. Und dann, wenn es dem Papst, auch als Herrn des Kirchenstaates, mit der Sorge vor den Türken ernst war, — bot nicht der König von Neapel und Spanien aus seinem eigensten Interesse den sichersten Schutz und die zuverlässigste Abwehr? Im Mai 1520 hatte Hugo de Moncada einen großen Erfolg gegen die Barbarenken davongetragen; seither freilich war die Küste Neapels schon wieder geplündert worden. Endlich aber — so wenig man es zumeist in unseren Darstellungen wahr haben will, — war es nicht für den Papst durchaus das Gegebene, angesichts der übermächtigen lutherischen Bewegung in Deutschland, von der ihm Aleander in seinen Depeschen ein nur zu schreckhaftes Bild entwarf, nach Möglichkeit mit dem doch persönlich offenbar gutwilligen Kaiser zusammenzugehen? Der volle Wortlaut einiger Berichte Manuels läßt unzweifelhaft erkennen, welche Rolle diese „Hauptsache“ in Rom wirklich spielte, — auch im politischen Tauschgeschäft. Zu dem schmeichelhaften Breve auf Karls Erklärung vom 19. April meinte der nüchterne Manuel, es werde darauf wohl auch noch in anderer Münze zu zahlen sein. Befürchtungen vor der über-

großen Macht des Kaisers mochten aufgewogen werden durch die anscheinende Fügsamkeit des jungen Herrn; das Wort von dem „braven Kind, dem Kaiser“, ist im Munde Leos X gut verbürgt. Manuel hielt es sogar für erwünscht, dem Papste etwas mehr Respekt vor der kaiserlichen Macht beizubringen.

Wenn der schlaue Castilianer die Lage richtig ausnutzte, mußte es ihm gelingen, den Papst von Frankreich weg zu seinem Herrn hinüberzuziehen. Allerdings lauteten die Nachrichten aus Spanien oft genug sehr ungünstig, und Rom mochte sich fragen, ob es geraten sei, sich mit einer zerbröckelnden Macht zu alliiieren. Auf der anderen Seite nahm der König von Frankreich eine so herausfordernde Haltung an, sprach so offen von seinen Absichten eines Zuges nach Neapel, daß die Kurie von seiten des Kaisers schon sehr weitgehender Garantien bedurfte, um offen seine Partei zu ergreifen. Am meisten beirrte den Papst, daß ihm und seinen Vertretern im Norden das Spiel Frankreich-Burgund-England seit dem Frühjahr 1520, also seit jenen überaus widerspruchsvollen Zusammenkünften, so gut wie undurchsichtig blieb. Wenn nicht alles täuscht, gefiel sich der kluge Leiter der englischen Politik, Wolsey, in dessen Zukunftsträumen der Erwerb des Papsttums eine ihn selbst belastende Rolle spielte, in dieser Geheimtuerei. Er sah sich wirklich nun auch von der Kurie umworben, wie einflußreiche Kurienkardinäle ihrerseits von den konkurrierenden Mächten. Die Idee der englischen Ehe Karls aber führte den ängstlich gewissenhaften jungen Fürsten selbst auf die abenteuerliche Zumutung an den Papst, ihm für eine „etwaige spätere Sünde“, nämlich die Lösung seines französischen Verlöbnisses, im voraus Absolution zu erteilen, da er, auch politisch überängstlich, den wahren Grund nicht anzugeben wagte. Alle diese Möglichkeiten und Bedenken wirkten auf Manuel, und es gab Zeiten, da er mit seinen Hoffnungen und Forderungen merkwürdig bescheiden wurde.

Im ganzen sehen wir den Papst beizeiten zur kaiserlichen Seite hinüberneigen. Zeitweilig war er es, der das Offensivbündnis gegen Frankreich geradezu begehrte, während der Kaiserhof, zumal zu Lebzeiten Chivères', davor noch zurückschreckte. Aber der Papst blieb unsicher; er machte einmal Anstalten, auf die französischen Angebote von St. Marceau und Graf Carpi einzugehen, mindestens demonstrativ. Auf der anderen Seite drängte England den Kaiser, den es auch jetzt unbedingt von Frankreich trennen wollte, wenigstens auf förmliche Entscheidung zugunsten der englischen Ehe — ohne allzu starke Verpflichtungen für die Zukunft zu verlangen. Denn es kam der englischen Politik in erster Linie darauf an, den Kaiser Frankreich gegenüber vollkommen bloßzustellen und unmöglich zu machen.

Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die etwas nervös gewordene Unsicherheit des Papstes in seiner Zwangslage zwischen Karl und Franz nicht wenig dazu beigetragen hat, beiderseits den Kriegseifer, den er zur Klärung der Lage gebrauchte, zu schüren. Je günstiger im Frühjahr 1521 sich die Lage des Kaisers in Deutschland und in Spanien gestaltete, um so mehr sanken die Aussichten für Frankreich, stiegen auch in Rom die Möglichkeiten für den Kaiser. Franz hatte mit den Schweizern Goldverträge abgeschlossen; darin hatten diese das Haus Österreich und Neapel ausgenommen; er dagegen Ferrara, was dem Papst durchaus widerwärtig war. Vielleicht gab dieses Beharren Frankreichs auf der Freundschaft mit Ferrara für den Papst den Ausschlag. Jedenfalls konnte Manuel am 29. Mai dem Kaiser endgültig melden, daß ihm der Papst durch Raphael Medici das unterschriebene Bündnis zugestellt und der Sekretär Giovanni Matteo Siberti in seiner Gegenwart das Siegel daraufgedrückt habe. Es trägt in dem Wiener Original das Datum des 28. Mai und den eigenhändigen Vermerk des Papstes: „So versprechen wir es.“

Dieser Monat Mai, der sich in Worms zunächst noch so düster ansah, überschüttete an seinem Ausgang den Kaiser mit Erfolgen.

Das Bündnis zwischen Papst und Kaiser war in der Tat sehr weittragend, mochte es immer zunächst allein auf die italienische Staatenwelt zugeschnitten erscheinen. Es enthielt die Verpflichtung zur Herstellung der Herrschaft des Francesco Sforza in Mailand und des Dogen Antonio Adorno in Genua, die ihrerseits die Kriegskosten erstatten sollten. Zur Durchführung des Krieges wollten Papst und Kaiser zusammen 16000 Schweizer annehmen. Weiter sollte der Kaiser dem Papst Parma und Piacenza zurückgeben, ihm auch in bezug auf Ferrara helfen, nicht minder seinen Wünschen wegen Florenz und Siena entsprechen, das ganze Haus Medici in Schutz nehmen, den Papst auch in geistlichen Dingen. Dafür heißt der Papst den Kaiser zur Krönung in Italien willkommen, verspricht auch Hilfe gegen Venedig. Beiderseits werden die Schweizer und England einbegriffen. Wenige Tage nachher meldete Manuel die Bewilligung der Investitur mit Neapel gegen 7000 Dukaten Zins und Getreidehilfe für den Kirchenstaat im Falle der Not. Das Original der Investitur wurde am 28. Juni ausgefertigt. Wir verweilen nicht bei den 10 000 Dukaten aus Neapel für Alessandro Medici, Lorenzos Sohn, und den 10 000 Dukaten für den Kardinal Medici, aus den Renten des Erzbistums Toledo.

Es ist gewiß sehr beschämend, den Papst so ausschließlich als Haupt des Hauses Medici und Fürsten des Kirchenstaates zu finden. Doch vollzog sich in dem engen Rahmen dieser Interessen eine entscheidende Schwenkung in der

großen Politik, die letzten Endes auf eine ungeheure Stärkung der Stellung des Kaisers hinauslief. Was bedeutete nicht die moralische Unterstützung des Papstes, wenn nun wirklich diese beiden Valois, der König von Frankreich und der Herzog von Burgund, ihren Lebenskampf antraten! Was bedeutete nicht diese Allianz auch für die Beherrschung der spanischen Kirche! Auf dem Boden Italiens hatte sich in längst vergangenen Jahrhunderten der Kampf um die Vorherrschaft im Abendlande abgespielt. Auch in den Tagen Ferdinands des Katholischen, Ludwigs XII und Maximilians galt das Staatensystem, an dem der geistliche Vater der Christenheit als Landesfürst beteiligt war, mit Recht als die Schlüsselstellung für die europäische Politik.

Fragt man aber nach den treibenden Kräften innerhalb des kaiserlichen Kabinetts zur Hinwendung nach Italien, so kann man wieder nur Gattinara nennen. Schon vor Jahr und Tag hatte der englische Gesandte Lunstal sein vorwiegendes Interesse an Italien betont. Bis zu seinem Tode ist Gattinara nicht müde geworden, im Gegensatz zu dem burgundischen Adel, zum Teil auch gegen die spanischen Granden, die Befriedung Italiens und den Kampf gegen Frankreich zu vertreten. Wir haben von ihm das Konzept einer dritten großen, leider undatierten Denkschrift im Familienarchiv zu Albano bei Vercelli, in der sich der Großkanzler Gedanken macht über die Erfordernisse an Truppen für den Krieg. Er beginnt mit den Worten, die an frühere Formulierungen anklingen: Da Gott Karl in so jungen Jahren zum ersten Fürsten der Christenheit und zum römischen Kaiser gemacht habe, mächtiger als Karl den Großen, gebühre es ihm vor allem, seine Aufmerksamkeit Italien zuzuwenden. „Wer immer Euch raten würde, von Italien abzusehen, um Euch anderswo hinzuwenden, würde Euch Euer eigenes Unheil in Schimpf und Schande antaten.“ Die Kosten würden nicht übermäßig sein. Immerhin bedürfte man 6000 leichter Reiter für alle Zwecke der Erkundung, der Transporte und Requisitionen; 2000 schwerer Reiter als Kampftruppe und 30 000 Knechte als der entscheidenden Masse; außerdem 50 Stück Geschütze nebst Kanonieren, Pulver und je 200 Kugeln, sowie der nötigen Pioniere.

Aus dem Spiel der Diplomatie waren die Mächte mit innerer Notwendigkeit zum Ernst der Waffen gekommen. Die erste Hälfte von Karls großen Lebenskämpfen sollte sich wirklich auf dem Boden Italiens abspielen. Wir werden sie später im Zusammenhange darzustellen haben.

Indessen, die französisch burgundische Politik hatte ihre ältere Reibungsfläche an den Grenzen der Niederlande, wo England eine ähnliche Stellung einnahm wie der Papst in Italien.

Gattinara schließt in seinen Memoiren an die Überlegungen zum Zuge nach Italien und das Bündnis mit dem Papste unmittelbar die Ablenkung der kaiserlichen Politik durch die Beunruhigung der Niederlande in Geldern und an der Grenze Luxemburgs. Er erzählt, England habe sich als Vermittler angeboten, Frankreich aber abgelehnt, da es angesichts der spanischen Revolution noch mit Erfolgen in Navarra rechnete; daß dann aber alles anders gekommen sei, als man fürchtete; daß man Spanien befriedet, Navarra wieder befreit und an der niederländischen Grenze Heinrich von Nassau, von dem Grafen Werdenberg unterstützt, Mouzon genommen und Mézières belagert habe.

Der Krieg war von seiten Frankreichs zunächst durch Parteigänger eröffnet worden. Noch befand sich der französische Drator Barroys in Worms, als diese Feindseligkeiten schon im Gange waren. Am 22. April 1521 teilte Barroys dem Kaiser und den Kurfürsten im Auftrage seines Herrn mit, der kaiserliche Gesandte in Paris, Philibert Naturel, hätte sich darüber beklagt, daß Robert von der Mark, Herr von Sedan, und der Herzog von Geldern, sowie der Erbprinz von Navarra, gestützt auf Frankreich, zu den Waffen gegriffen hätten, was gegen die Verträge sei. Der König lasse betonen, daß ihm in Wahrheit der Friede aus Verwandtschaft, Nachbarschaft und um des Handels willen über alles lieb sei; daß er um des Friedens willen auf die Wiedergewinnung Neapels verzichtet habe, so leicht sie ihm bei seinen dortigen Verbindungen gewesen wäre; er habe auch in bezug auf die Leistungen aus dem Artois seine Pflichten nach dem Frieden von Noyon erfüllt — im Gegensatz zu Karl. Er werde also mit Unrecht als Angreifer bezeichnet, zumal er sich ausdrücklich gegen die Unternehmung Roberts von der Mark gewandt und sie in keiner Weise unterstützt habe, auch den Schweizern mitgeteilt, daß er mit der Sache nichts zu tun haben wolle. Robert vertrete seine eigene Sache gegen den Seigneur d'Almeries. Mit Geldern habe er noch weniger zu tun. Wenn aber der Erbe von Navarra sich um das Reich seiner Eltern bemühe, so habe er recht, da der Kaiser sein Versprechen auch in diesem Punkte nicht gehalten habe. Karls Vorstellungen betrachte er als Herausforderung und werde sich demgemäß verteidigen.

Franz fand bei den deutschen Fürsten kein Gehör; sie mahnten zum Frieden. Er hatte zudem das Unglück, daß einige Monate nachher ein Brief von ihm an den Grafen Carpi durch die Kaiserlichen aufgegriffen wurde, der in schreien-

dem Gegensatz zu seinen Ableugnungen stand. Denn hier betonte er ganz unverhohlen, daß er Robert von der Mark unterstütze, um Karl in den Niederlanden zu fesseln und von Italien fernzuhalten; daß er eine Armee in Navarra, zwei in der Picardie und an der Maas unterhalte. Das alles möge Carpi dem Papste darlegen, von dessen letzten Abmachungen mit dem Kaiser er damals offenbar noch nichts wußte.

Der Kaiser war als König von Neapel in derselben Lage, wie sein Großvater Ferdinand von Aragon im Jahre der heiligen Liga. Damals wurde Navarra zum ersten Male gewonnen und gleichzeitig die Machtstellung der Spanier in Italien gegen die Franzosen begründet. Jetzt standen die Parteien und ihre Hilfskräfte genau so wie 1511; auch England hielt im Grunde wieder mit gegen Frankreich. Nur daß damals Burgund neutral bleiben konnte, während es jetzt die ersten Stöße des Kampfes um Italien auszuhalten hatte. Und eben dieses meint man, wenn man sagt, daß Karl durch seine Macht belastet wurde; sie war an zu vielen Stellen verwundbar; als Teil des Weltreiches konnten auch die Niederlande nicht mehr neutral bleiben.

So war der Krieg da, den Ghievres zeitlichens verhüten wollte. Er war schon da, als Ghievres im Mai 1521 zu Worms die Augen schloß. Damals freilich nahm Karl auch bereits die englische Friedensvermittlung an. Und weil beide Teile diesen Krieg eigentlich nicht gewollt hatten, er vielmehr als Ablenkung gedacht und dann im Zusammenhang mit den Kämpfen um Italien und in Navarra aufgenommen und durchgeführt wurde, immer begleitet von hinhaltenden Verhandlungen, nahm er in Abwehr und Gegenstößen einen so schleppenden und recht eigentlich formlosen Verlauf.

Anders hätte es in Italien sein sollen. Hier gab es ein greifbares Ziel: die Vertreibung der Franzosen aus dem Herzogtum Mailand, den Erwerb von Parma und Piacenza für den Kirchenstaat, vielleicht auch Ferraras. Und hier waren sehr aktive Kräfte am Werke: der Papst, der seit Monaten um diesen Plan geworben hatte; Francesco Sforza, dem es um sein angestammtes Herzogtum ging, und an dessen Seite ein Politiker von der Rührigkeit Morones stand; sie konnten auch in Mailand auf Parteigänger hoffen; dazu auf spanische Truppen aus Neapel, Schweizer und deutsche Landsknechte. Zwar Schweizer befanden sich in beiden Lagern, und es entstand Aufenthalt und viel Ärger dadurch, daß die Eidgenossen den Kampf der Landsleute gegeneinander durch Botschaften und gemessene Befehle zu hindern suchten. Immerhin, die Gegner waren beiderseits in Rüstung und im ganzen ebenbürtig. Dem französischen General Lautrec und seinem Bruder Lescun standen Co-

Ionna als Führer der päpstlichen Truppen, Leyva und Pescara als die spanisch-neapolitanischen Generale einstweilen noch im Aufmarsch gegenüber.

Die Lage war also im Sommer 1521 überall noch ungeklärt.

Karl, vom Rhein in die Niederlande zurückgekehrt, weilte Anfang Juli in Brüssel, dann in Gent und Mitte August in Brügge. Gattinara hatte sich schon nach Dünkirchen begeben, um an dem Friedenskongreß teilzunehmen, den Wolsey in großer Aufmachung von Anfang August an in Calais abhielt. Der kaiserliche Großkanzler benutzte die letzten Tage der Muße, um angesichts der bevorstehenden Verhandlungen seinem Herrn in Form einer kontradictorischen Denkschrift das eigene Herz zu öffnen. Es sei schwer, schrieb er, zwischen dem für viele erwünschten Frieden und dem Krieg gegen die Feinde diesseits und jenseits der Berge richtig zu wählen. Er bediente sich eines scholastisch allegorischen Aufbaues in dem Widerstreit der sieben Todsünden mit den zehn Geboten Gottes. Man könne sagen, so hebt die Reihe der sieben Sünden an, der Krieg sei ungewiß, man solle nicht alles aufs Spiel setzen. Man dürfe ihn nicht beginnen, ohne die Geldmittel zu seiner Durchführung in Händen zu haben; daß aber aus Neapel und Spanien nichts zu erwarten, auch die Niederlande erschöpft seien. Daß die Händel mit Mailand und Genua nicht nach Wunsch abließen. Daß die Schweizer sich auf beiden Kriegsschauplätzen für die Franzosen erklären könnten. Daß die Spanier ihre Armee aus Navarra abgezogen hätten, schon um Toledos willen. Daß immerhin Navarra zurückgewonnen und damit die Ehre gewahrt, auch Robert von der Mark bereits gestraft sei, und die Franzosen nichts dabei gewonnen hätten, der Friede aber auf Anregung und Verantwortung der Engländer gehen werde. Endlich, daß die Zeit kurz und eine wirkliche Armee sobald nicht zur Stelle sei, daß mit dem September der Winter bevorstehe und man ohne Hoffnung auf Zuzug unnötig Kosten und Gefahren trage.

Dagegen sprächen für die Ablehnung des Friedens doch die folgenden Gebote. Das Bündnis mit dem Papst binde auch den Kaiser bei seiner Ehre. Ja, der Papst habe sich fast kühn zu einer Zeit für den Kaiser erklärt, da sich der König von Frankreich noch im Besitz von Navarra befand und bereit schien zu Größerem, zumal keine Armee Neapel verteidigte. Der enttäuschte Papst könnte die Investitur mit Neapel zurückziehen und das Reich in Gefahr bringen. Ein Bruch mit ihm würde alle Bewilligungen in den Reichen des Kaisers, auch Zehnten, Benefizien und Cruzada in Frage stellen. Er werde sofort Anschluß an Frankreich und Venedig finden, diese würden die Schweizer an sich ziehen und der Kaiser alle Freunde diesseits und jenseits der Berge verlieren.

Die Armee sei doch fast mobil, und niemand werde es verstehen, wenn der Kaiser jetzt alles fahren lasse, da er auch Sickingen habe. Karl vertrete dazu eine gute Sache, Gott selbst sei sichtlich auf seiner Seite, und es heiße Gott versuchen, jetzt die Feinde zu entlasten. Alle, die schon für ihn gerüstet hätten, kämen nicht zum zweiten Male. Auch die opferbereiten Untertanen, die den Kaiser ausweichen sähen, müßten enttäuscht sein und schlecht von ihm denken. Endlich sei es des Kaisers Pflicht, Ruhm und Ehre zu gewinnen; alle Welt warte darauf, da Spanien befriedet sei, Italien nach dem Kaiser rufe, Deutschland ihn fürchte und liebe, die Schweizer sich nicht gegen ihn entscheiden wollten und selbst die Feinde den Mut verlören.

Natürlich ließ Gattinara seine zehn Gebote über die Versuchung der sieben Todsünden triumphieren; er wußte, daß er dem Kaiser nicht so sehr nach dem Munde redete, als aus der Seele sprach.

Karl bewegte sich sehr langsam im Durchbruch zum eigenen Willen, wenn auch, wie früher durch Chivères, so jetzt durch Gattinaras ebenso fleißige und systematische wie großartige Haltung, ohne es zu wissen, innerlich geleitet. Er hörte nicht auf, sich prunkvoll zu kleiden und an ritterlichen Spielen Freude zu haben, aber es war jetzt mehr die Majestät, deren Gewand der burgundische Edelmann annahm. Er hörte nicht auf, sich den Freuden der Tafel und anderen Genüssen hinzugeben; das werden ihm noch später seine einsichtigen Beichtväter vorhalten, die damit die Rolle des Hausarztes spielten; aber der überwiegende Reiz des Lebens lag für ihn zunehmend schon in den Geschäften. Er war nun Tag für Tag von morgens bis abends im Rat. Er ließ sich fortan nichts mehr aus der Hand nehmen. Er schrieb einmal an Wolsey, sie würden im persönlichen Austausch an einem Tage mehr beschicken, als ihre Gesandten in Monaten. Er lernte zu schweigen, zuzuhören und zu urteilen. So kümmerte er sich auch um den Krieg; er ging zu den Truppen; er scheint sich auch einmal in die Operationen eingemischt zu haben; jedenfalls hörte er Alba und Fonseca über die Lage. Wie stark kontrastiert das alles zu seinem lebensfrohen und gewandten Gegner in Frankreich, der umgekehrt stets viele und große Worte machte, aber auch in den dringendsten Zeitläuften die Vergnügungen der Jagd und der Maskeraden den Geschäften vorzog; man nannte seine Mutter Louise von Savoyen allgemein die Regentin von Frankreich, wie später Marie Medici, die Mutter Ludwigs XIII.

Gattinara rückte seinem Herrn auch die rechte Haltung vor Augen, um Freunde zu behalten, Feinde zu schrecken, Soldaten zu fesseln, Feldherrn Hilfe zu geben. Die Franzosen seien Nassau nicht gewachsen; man könnte Tournai,

Guise und Théroüanne leicht gewinnen. Man müsse irgendwelche Erfolge suchen, mittlerweile die Dinge in Italien reifen lassen und bei England zusehen, was die wahre Meinung Wolseys sei. Dem Papste werde sich vielleicht die Hoffnung ergeben, daß im nächsten Sommer auch England offen an ihrer Seite stehe.

Erstaunlich, wie richtig Gattinara den Kaiser und die Verhältnisse beurteilte. Natürlich war sein Ratschlag kühn und, wie man gesagt hat, finanztechnisch leichtsinnig. Aber über diesen Punkt haben wir uns schon früher geäußert. Die modernen Staatsanleihen nehmen vielfach noch erheblich weitere Termine der Staatseinnahmen vorweg. Im damaligen Augenblicke war jedenfalls, zumal mit Rücksicht auf Italien, ein Rückzug politisch unmöglich. Er hätte Frankreich in nicht wieder auszugleichendem Maße gestärkt.

Dabei darf freilich nicht verkannt werden, daß der nun breiter angelegte Krieg zunächst in den Grenzgebieten des Hennegau und von Artois furchtbare Opfer gefordert hat; daß die Niederlande durch die Störung des Handels mit Frankreich allgemein schwer litten, und daß sie nicht nur viel Geld aufzubringen hatten, sondern in den massenhaft, vor allem zur Einschließung Tournais aufgebotenen Milizen die eigenen Landeskinde den Gefahren, bald sogar den verheerenden Lagerkrankheiten jener Zeiten auslieferten.

Der Grenzrieg spielte sich in zwei Räumen ab. Einmal in der Umgebung der Heimat Roberts von der Mark, also an der mittleren Maas, um Sedan, Bouillon, Mouzon und Mézières. Zum zweiten im Abschnitt der oberen Schelde, der sich von der alten burgundischen Kampflinie an der Somme nach Norden hinzieht, über Cambrai, Valenciennes, Tournai, Audenarde nach Gent. Hier war in der That in Anlehnung an einen schiffbaren Fluß die richtige Einbruchsstelle in das Herz von Flandern; Tournai also nicht nur als Stadt und Landschaft, sondern als Sperre an der Schelde von entscheidender Bedeutung. So ergaben sich hier die Hauptbewegungen und auch der bescheidene Anteil beider Monarchen an den Operationen. Verhängnisvoll für den Kaiser wirkte, daß Sickingen und Nassau von den Mauern des von dem Ritter Bayard tapfer verteidigten Mézières am 27. September 1521 endgültig abziehen mußten. Dafür scheiterte umgekehrt der Entsatz von Tournai durch den König von Frankreich; er blieb in den Niederungen der Scarpe und Schelde, in Grundwasser und Regen stecken. Die noch vor wenigen Jahren von Heinrich VIII wohl befestigte, inzwischen wieder französisch gewordene Stadt wurde am 1. Dezember den Kaiserlichen übergeben; zuletzt lagen hier die Herren von Nassau, Gavre, Wassenauer und Werdenberg, also die Blüte des

niederländischen Adels mit ihren Truppen in der Belagerung. Den Franzosen, und zwar dem Connétable von Bourbon, dessen Name uns hier zuerst begegnet, war inzwischen ein kleiner, aber eindrucksvoller Erfolg beschieden durch die Überrumpelung von Hesdin in Niederartois, nicht weit von der Küste, im alten Kampfgebiet von Crécy und Azincourt, südlich von dem gleichfalls noch lange umstrittenen Théroanne.

### Wolseys Verhandlungen in Calais und Brügge

Im Hintergrunde dieser im einzelnen natürlich sehr aufregenden militärischen Vorgänge fanden die merkwürdigen, uns durch sehr ausführliche Protokolle bekannten und vielfach durchforschten Vermittlungsversuche Wolseys in den Besprechungen von Calais und Brügge statt. Worauf die englische Politik eigentlich hinauswollte, blieb den Beteiligten lange verborgen. Ich denke, daß es für uns trotz aller verhüllenden Worte und trotz des geräuschvollen Aufhebens, das Wolsey von sich machte, einigermaßen durchsichtig ist. Heinrich VIII hatte frühzeitig seinen Neffen begünstigt; jetzt wünschte er ihn endgültig von der französischen Seite abzuziehen und seinem Hause womöglich durch Heirat zu verbinden. Mit Karl stand er auch kirchlich in einer Front. Coeben hatte er sein Buch gegen Luther geschrieben, das ihm vom Papst den Titel des Defensor fidei eintrug. Zu der beschwichtigenden Bemerkung Manuels, das solle nichts Besonderes sein, da ja alle Fürsten Verteidiger des Glaubens wären, bemerkte Gattinara spitzig: die Auszeichnung eines einzelnen erwecke vielmehr den Anschein, als hätten es die anderen fehlen lassen. Gattinara bäumte sich innerlich überhaupt nur zu oft gegen Wolsey auf. Aber die beiden Höfe fühlten sich gegenseitig zueinander hingezogen, und Margarete förderte das so gut sie konnte.

Darüber hinaus glaubte Wolsey offenbar auch an Ehren und Pensionen beim Kaiser und durch ihn in Rom mehr zu gewinnen als bloß im Ehrensolde Frankreichs. Vollends in der Rolle eines Schiedsrichters gefiel er sich ausnehmend, — im Interesse des Friedens und des Handels seiner Landsleute wohl auch ehrlicher, als früher meist angenommen wurde. Sein König hatte ihn mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, und dementsprechend versuchte er bald nach seiner Ankunft in Calais (2. August 1521), von Frankreich wie vom Kaiser womöglich die schriftliche Unterwerfung unter seinen Spruch zu erlangen.

Dazu waren natürlich beide Teile nicht bereit. Aber auf die Verhandlungen einzugehen, bei denen man immer die Freundschaft Englands erhalten oder verschmerzen konnte, hielten beide für gut. So erlebte Wolsey das Schauspiel, daß die beiden Kanzler Duprat und Gattinara je mit einem Stabe von Diplomaten und Räten vor ihm antraten, um ihre Redeturniere durchzufechten. Wolsey war klug genug, sich nicht zu früh zu demaskieren oder gar zu binden. Er erweckte den Anschein, als ob er bald des einen, bald des anderen weitgehende Forderung oder unhöfliche Rede mäßige oder mißbillige.

Das Problem der Kriegsschuld stand an der Spitze der Erörterungen. Duprat behauptete die völlige Unschuld seines Königs und setzte seinen Kopf dafür. Gattinara wies die aufgefundenen Briefe an Carpi vor und erklärte den Kopf des Franzosen für verfallen. Duprat machte neue Einwendungen, worauf Gattinara auf seinen Kopf großmütig verzichtete; es gäbe Besseres. Aber auch im Sachlichen ließen die Parteien nichts zu wünschen an historischen oder dialektischen Überraschungen. Die Frage war dann, ob Frieden oder Waffenruhe, auf Jahre oder auf Monate, und vor allem, auf welcher Grundlage. In dem Hin und Her dieser Disputationen fand Wolsey immer wieder Anhaltspunkte zu Pausen, zum Hinhalten, zu neuen Feststellungen.

Zwischendurch begab er sich feierlich nach Brügge, angeblich um den Kaiser für eine Lösung auch im Sinne der Franzosen zu gewinnen, in Wahrheit, um hier bereits das enge Bündnis und die Heiratsabrede mit Karl festzulegen. Er kam mit dem Pomp des römischen Kardinals, fand es nicht für gut, bei der Begrüßung mit dem Kaiser vom Pferde zu steigen, und ließ bei Besuchen Gesandte und Nuntien spürbar warten. Mit dem Könige von Dänemark traf er sich zur Vermeidung von Etiketteschwierigkeiten — in einem Garten. Margarete aber suchte ihn zuerst auf.

Beim Kaiser gab es geheime Staatsratsitzungen, über die genaue Protokolle vorliegen. Da erwog man die Notwendigkeit, wegen Spanien und Portugal die neue Eheabrede streng geheim zu halten; daß sie aber auch gebunden sein mußte an ein wirkliches Offensivbündnis. Die Räte waren meist für das Hinausschieben jeder Verpflichtung bis zur offenen Erklärung Englands, die bis zum nächsten Mai erstreckt werden könne, zumal die Reichshilfe auch erst im August 1522 fällig werde. So meinten La Roche und de Mesa. Der Bischof von Lüttich, Eberhard von der Mark, forderte die englische Erklärung für sogleich; bis zum Mai könne viel passieren. Berghes wünschte umgekehrt die Freiheit zu behalten. La Chaulx rechnete mit der Rückkehr des Kaisers nach Spanien erst für Ende April, und wenn es dort allerlei Aufent-

halt gäbe, wäre es für das Jahr 1522 zu spät; deshalb wünschte er den Kriegsbeginn erst im Mai 1523. Haneton und Lannoy schlossen sich im allgemeinen an. Antoine Calaing war für baldige Erklärung, wenn auch unter Geheimhaltung; im übrigen sprach er eingehender über die nächsten militärischen Operationen Sickingens und vor Tournai und Théroouanne; danach möge dann der Kardinal Waffenruhe geben; schließlich sei das Beste, daß Madame weiter mit dem Kardinal verhandele. Gattinara faßte alles auf seine Art kurz und klar zusammen; der Kardinal fürchte noch immer, man verhandele unter der Hand mit Frankreich; man müsse ihm Sicherheiten geben, damit er die Franzosen weiter „mit guter Miene amüsiere“, — also betrüge; inzwischen solle man kräftig handeln.

Wirklich folgte man diesen Ratschlägen. Die allzeit englandfreundliche Erzherzogin fand sehr bald, am 25. August den festen Abschluß: Karl wird Mary zur Gemahlin erhalten, sobald sie 12 Jahre alt ist; zur Sicherung dieser Familienverbindung wird ein enges Bündnis verabredet. Der Inhalt dieses Bündnisses soll die Rückforderung alles dessen sein, was der König von Frankreich zu Unrecht von Karl besitze. Weiter sollte dieser über England nach Spanien zurückfahren, im Mai 1523 aber der gemeinsame Krieg beginnen. Wolsey wurde Ersatz der nun wohl in Wegfall kommenden französischen Pensionen versprochen, sowie die Hilfe des Kaisers bei der nächsten Papstwahl.

Was aber bedeutete die Rückforderung dessen, was Frankreich zu Unrecht besaß? Darüber wurde wieder in Calais von kaiserlicher Seite mit großer Unverfrorenheit gesprochen. Gattinara zählte eines Tages das burgundische Erbe auf: Bourgogne und Auvergne, Maconnais, Boulonais, die Sommerstädte mit Péronne, Montdidier und Roye; Erfüllung des Vertrages von Arras und Schadenersatz für die Verluste der Herzogin Marie. Für Spanien: Narbonne, Montpellier, Toulouse, Languedoc; entsprechendes für Navarra. Für das Reich: das Arelat, die Provence, die Dauphiné, das Lyonnais, Beaujolais; endlich Mailand, Genua und Asti.

Duprat antwortete, das heiße nicht Frieden machen, sondern Krieg. Gattinara: der Kaiser bescheide sich bereits; sonst würde er auf Grund der Verleihung Bonifaz' VIII an König Albrecht ganz Frankreich fordern. Duprat: wenn man mit dem Vertrag von Arras auf die Ermordung Johanns ohne Furcht zurückkomme, erhebe er alle Ansprüche aus der Ermordung des Herzogs von Orléans.

Man darf nicht sagen, daß diese Debatten lediglich dialektische Kunststücke und absichtsvolle Zeitverschwendung gewesen wären. Die Parteien erhoben

Forderungen, die von der Gegenseite ernst genommen wurden, und in die sie sich selbst gefahrvoll hineinredeten. Bei Karl gewann der Erbanspruch auf das ganze alte Burgund immer verhängnisvoller Boden. Um aber diesen Unterhaltungen die rechte Schärfe und den Protokollen und Berichten ihre entsprechende Breite zu geben, dienten die jeweils eintreffenden Nachrichten von der niederländischen Front, aus Italien und von den Pyrenäen. Denn der Krieg war mittlerweile überall in Gang gekommen. Die Kaiserlichen selbst sahen sich gelegentlich genötigt, ihre Pflöcke zurückzustecken und etwa auf die Rückgabe von Suenterabbia zu verzichten. Am Hofe machte sich zeitweilig sogar eine geradezu verzweifelte Stimmung breit. Die Waffenstillstandsverhandlungen Wolfseys erlangten darüber einen Augenblick fast schon den Wert einer letzten Hilfestellung für den Unterliegenden. Nur der Kaiser blieb hartnäckig. Darauf schien auch Wolfsey mit dem Abbruch der Verhandlungen zu drohen.

Margarete sah mit Schrecken trotz aller aufgewandten Mühe das so weit geförderte, kunstvolle Werk doch wieder dem Scheitern zutreiben. Mitte November schrieb sie eigenhändig und in größter Erregung an ihren Vertrauten Berghes: „Vous savez bien, que j'ai toujours esté et suis bonne Englese —, daß ich über alles in der Welt die engste Freundschaft zwischen diesen Fürsten wünschte. Lange hatten wir so gute Hoffnung, aber jetzt könnte man verzweifeln. Unser Kaiser hat einen Kopf, wie andere, und dazu Leute, die auf ihn einreden. Heute sagte er geradezu: ‚Ich sehe wohl, dieser Kardinal will an mir handeln, wie er es meinen Gesandten geraten hat, gegenüber Frankreich zu tun; er fordert Dinge, die unsinnig sind und an meine Ehre gehen. Da ist er jedoch an den Rechten gekommen! Ich habe keinen Mangel an Bräuten, und er braucht mir die Seine nicht so teuer zu verkaufen.‘ Ich bitte Sie, Herr von Berghes, was soll das heißen? Es ist Gefahr im Verzuge, und ich möchte nur zwei Stunden mit dem Kardinal reden, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Dann wird er sehen, daß er sich im Irrtum befindet. Wenn ich nicht fürchtete, etwas Unzulässiges zu tun, hätte ich ihm längst ein paar Zeilen eigenhändig geschrieben. So bitte ich Sie zu handeln, auch mit Haneton zu sprechen, was man tun kann.“

Aber wie noch öfter (freilich nicht immer) im Verlauf seines Lebens behielt Karl recht mit seiner Art von starrer Hartnäckigkeit. Vielleicht hatte ihn jetzt Wolfsey da, wo ihn sein kriegslustiger König haben wollte; vielleicht scheute Wolfsey die Vergeblichkeit der monatelangen Verhandlungen; vielleicht wirkte die von Frankreich unterstützte Rückkehr des alten Gegners John Stuart,

Herzog von Albany und Vormund des Königs Jacob V, nach Schottland maßgebend mit. Jedenfalls brach nun auch Wolfsey mit Frankreich, kehrte in die alte Linie zurück und schloß am 22. November — da inzwischen die päpstliche Vollmacht dazu erlangt war — den Geheimvertrag zwischen dem Papst, dem Kaiser und Heinrich VIII, dessen Original vom 24. November sich in Lille befindet; die Vertragsschließenden wünschten in ihre Liga mit aufzunehmen die Könige von Portugal, Polen, Ungarn, Dänemark und den Herzog von Savoyen.

Überraschende Wendung! Schon die nächsten Tage sollten Karls Selbstvertrauen über Erwarten rechtfertigen und Wolfsey entlasten. Denn am 25. November 1521 erhielt der Kardinal die Nachricht von dem Falle Mailands, das heißt vom Abzuge der französischen und vom Einmarsch der kaiserlichen und päpstlichen Truppen. Bald folgte die Kapitulation von Tournai.

Des jungen Kaisers, der bis zum Ende durchgehalten hatte, bemächtigte sich ein begreifliches Hochgefühl. Zum ersten Male in seinem Leben schien der Himmel über ihm rein gefegt von Sorgen und Gefahren. Um diese Zeit malte ihn Barend van Orley; das Bild hängt jetzt in Budapest. Es ist das einzige aus seinem Leben, das eine gewisse Reife atmet. Aus hochrotem Gewand unter Brokatmantel mit olivgrünem Pelz ragt noch ein Teil des goldbesäumten Hemdes heraus, das den Hals frei läßt; darüber das streng geformte Antlitz in dreiviertel Profil. Die blaugrauen, ins Grünliche spielenden Augen blicken in die Ferne. Das vorstehende Kinn ist fast herausfordernd gehoben, der Ausdruck sichtlich gesteigert. Über dem dicht gesträhten Haar ein prächtiges schwarzes Barett. Auf dem Pelzmantel ruht die schwere Kette des Goldenen Vlieses. Die ringlose linke Hand ist deutlich belebt. Das ist das Bild des kaiserlichen Jünglings, den die Enttäuschungen des Lebens noch nicht geknickt haben.

Karl kehrte Mitte Dezember aus Audenarde, wo er sechs Wochen Quartier genommen hatte, nach Brüssel zurück. In diesen Wochen liegt auch sein Erlebnis mit Johanna van der Gheenst, dessen Frucht die spätere Herzogin von Parma gewesen ist. An sich nicht der Rede wert und mehr eine flüchtige Begegnung, als ein inneres Verhältnis. Aber als ein Glied in der langsamen Verselbständigung des jungen Fürsten, der begann aus sich herauszutreten, doch auch für den Historiker nicht ganz zu übersehen. Er sorgte von Anfang an für sein Blut so, wie seine Vorfahren für die männlichen und weiblichen Bastarde von Burgund. Das Kind trug Margaretes Namen, und wir wissen, daß sie sich seiner auch im kleinen annahm.





Während der französische Krieg an der niederländischen Grenze nicht zum wenigsten durch die unverkennbare Wendung der englischen Politik sich zugunsten des Kaisers zu entwickeln schien, hatten die Nachrichten aus Italien geschwankt; sie beeinflussten günstig oder ungünstig schon die Verhandlungen von Calais. Nun aber kam eine Botschaft, die wenn irgend etwas in diesem Winter 1521/22 den Kaiser seiner wirklichen Berufung gewiß machen sollte: die Wahl seines Lehrers und Dieners Adrian von Utrecht zum Papst. Freilich, mit Leo X († 1. Dezember 1521) als Papst und als Herrn von Florenz war die eigentlich treibende Kraft der letzten Unternehmungen ausgeschieden. Adrian war von völlig anderer Art; er paßte in das Rom der Renaissance und der Künste so wenig wie in das Italien der Machiavelli und Guicciardini. Aber, daß Karls Vertrauter, sein Regent und Großinquisitor in Spanien, zur geistlichen Leitung der Christenheit auserwählt war, — und das in dieser Zeit und eigentlich ohne des Kaisers Zutun, — das grenzte an das Wunderbare.

Fehlte es uns bisher an intimen Äußerungen Adrians in seinem Verhältnis zu Karl, so werden wir nun auch in dieser Hinsicht reich entschädigt. Gerade während der ersten Monate seines Pontifikats blühte in der ungeheuren Fülle von Briefen, die das große Ereignis des Tages auslöste, auch der persönliche Gedankenaustausch zwischen dem geistlichen Lehrer und dem kaiserlichen Schüler aus dem Hochgefühl der Begnadung, das beide beseelte, stark und ergiebig. Es war nicht eben das Verhältnis Gerberts von Reims zu Otto III, aber doch seit Jahrhunderten und wiederum in einer Zeit stärkster seelischer Spannung des Abendlandes das Mirakel eines deutschen Kaisers und eines deutschen Papstes von weltbewegender Richtung. Karl sandte einen nahen Vertrauten seiner niederländischen Jugendzeit, den Herrn von La Chaulx, zur Begrüßung an den Papst, und er wagte für den vorausgeschickten außerordentlichen Gesandten, Don Lope Hurtado Mendoza, gewiß aus Herzensgrunde das Wort: „Wir halten für gewiß, daß Gott selbst diese Wahl gemacht hat.“ Eigenhändig schrieb er an den Papst, in ihrer Eintracht würden sie nun die größten Dinge leisten können. Mendoza sollte dem Papst auch sagen, wessen er sich von seiner tiefen Bildung und angeborenen Güte alles versehe; wie es ihn beglücke, die Kaiserkrone empfangen zu sollen aus der Hand dieses Mannes, der noch dazu sein Landsmann sei, „der uns erzogen und unterrichtet hat von Kind auf“.

Es gab eine kleine Trübung der Stimmung durch das Verhalten Juan Manuels. Aus dem Hochmut des spanischen Granden und des gewiegten

Politikers gegenüber dem kleinbürgerlichen niederländischen Kleriker hatte Manuel den Papst mit einem unbescheiden lehrhaften, natürlich durchaus devoten, aber von unerbetenen Ratschlägen übervollen Briefe begrüßt. Darin auch geraten, im Gegensatz zu allen früheren Päpsten, seinen eigenen Namen Adrian beizubehalten. Insbesondere aber hatte er seine und des Kaisers Verdienste um die Wahl gebührend herausgestrichen. Adrian, dessen Feingefühl offenbar empfindlicher und stolzer war, als derbere Menschen geistigen Naturen seiner Art zutrauen, war sichtlich verleßt und ließ sich auch durch alle Gegenstellungen nicht wieder beruhigen. Er antwortete klar und trocken, er wisse von dem Cardinal Santa Croce sehr genau, daß das Gegenteil wahr sei. Als auch der Kaiser sich einmischte, beteuerte er zwar immer wieder, daß er an des Kaisers Wohlmeinung nicht im geringsten zweifle, wohl aber an den Intentionen seiner Diener, deren politische Rücksichten er im übrigen durchaus zu verstehen schien. Ihm sei es gerade besonders lieb, schrieb er dem Kaiser eigenhändig, daß er durch keinerlei Nebenabsichten zu dieser Würde berufen sei, mit der sehr schönen Bemerkung „um der Reinheit und Lauterkeit willen, die göttliches und menschliches Recht in derartigen Dingen fordern“.

Auch die großen Fragen wurden manchmal in einem fast familiären Ton behandelt. Karl erinnerte seinen Lehrer daran, daß er ihm selbst früher einmal, als er noch sein Schüler war, gesagt habe, die Worte der Franzosen seien schön und herzlich, aber wenn es darauf ankomme, suchten sie nur einen jeden zu täuschen und zu übervorteilen. Adrian gab zu, daß er das gesagt habe, ja er bekannte sich auch jetzt noch als einen schlechten Franzosen, um dann freilich in echt niederländischem Gerechtigkeitsgefühl hinzuzusetzen, gerade deshalb dürfe er es den König von Frankreich nicht merken lassen, ja auch nicht einmal so handeln, wie er es von sich aus möchte, nämlich ganz im Dienste des Kaisers. Darüber sollte es nach und nach doch zu einer Lockerung dieses von Haus aus so tiefen und wurzelechten Verhältnisses kommen.

Karl hat Adrian in Spanien nicht mehr angetroffen, und so sollten sie sich nie wiedersehen. Adrian ging am 7. August 1522 von Tarragona aus in See, landete am 28. in Ostia und zog am 29. in Rom ein. Karls Abfahrt aus den Niederlanden hatte sich schon in der üblichen Art hinausgezogen, und der Besuch des Hofes in England weiter das Seinige zur Verzögerung beigetragen. Die beiden Niederländer, Papst und Kaiser, rückten nun vollends in die große Welt ein.

Vor seiner Abreise aus den Erblanden löste Karl Flandern und Artois in aller Form aus der Abhängigkeit vom Pariser Parlament und gab ihnen den

großen Rat von Mecheln als oberste Instanz. Dann bestellte er am 15. April 1522 seine Lanke Margarete abermals zur Regentin, indem er ihr wie früher einen geheimen Rat, den Conseil privé, und einen Rat der Finanzen beigab. Zum Präsidenten des geheimen Rates bestellte er den geschäftserfahrenen Jean Carondelet, Herrn von Chapuans, geboren 1469 zu Dôle. Sein Vater stand schon im Dienste Karls des Kühnen und war Kanzler Maximilians; der Sohn besaß hohe Pfründen, seit 1520 sogar das Erzbistum Palermo. Aus den festen Zügen des etwas knochigen Kopfes seines Bildes in der Münchener Pinakothek sprechen Arbeit und klare Lebensrichtung; das Gepflegte der Gesamterscheinung fügt diesen mit Erasmus befreundeten Prälaten auch äußerlich in die geistig-höfische Welt der Erzherzogin. Sie wird mit ihren Ständen und Herren noch Kämpfe zu bestehen haben, wie schon früher; dabei wird ihr neben Carondelet vor allem Josse Lauwereys, Präsident des großen Rates von Mecheln, eine Stütze sein.

Der Kaiser nahm von den Generalständen Abschied und betrat zum zweiten Male den Boden Englands. Hier war inzwischen die außenpolitische Lage endgültig geklärt worden. Nach vergeblichen letzten Versuchen Wolseys, den englisch-französischen Krieg zu vermeiden, hatte der englische Herold am 28. Mai zu Lyon ein Ultimatum übergeben und den englischen Botschafter Cheney mit sich zurückgeführt. Die befreundeten Höfe traten in immer nähere Beziehung. Die Könige turnierten, die Kanzler verhandelten und kamen zum Abschluß im Vertrage von Windsor vom 16. Juni mit den Geheimartikeln vom 19. Inhaltlich hielt man sich in der Linie der Brügger Abmachungen, nur daß man nun den großen Einfall in Frankreich erst 1524 unternehmen wollte.

Nach England aber hatte der Kaiser die seltsamsten Dinge zum Anschauen und Bewundern mitgebracht: einen Teil der märchenhaften Schätze des Montezuma, die zunächst nach Spanien geleitet, dann in die Niederlande weiter gesandt worden waren, wo sie auch Dürer sah und die „subtilen Ingenia der Menschen in fremden Landen“ bestaunte.

## Die Neuen Indien. Magelhaens Weltumsegelung Hernando Cortes in Mexico

Damit weitet sich unser Blick zuguterletzt über den Ozean auf die Gebiete dieses Weltreichs, die zwar noch für Jahre weder die Politik noch die Wirtschaft des Abendlandes nennenswert beeinflussten, deren paradiesische Fernen

aber und scheinbar unerschöpfliche Kostbarkeiten dem ohnehin so wunderbaren Kaisertum des ersten spanischen Habsburgers für Zeit und Nachwelt noch einen sonderbar erotischen Nimbus gegeben haben.

Wann die Welt der Neuen Indien dem Kaiser zuerst näher getreten ist, vermögen wir nicht zu sagen. Es ist kaum anzunehmen, daß seine spanischen Lehrer nicht schon dem Knaben davon gesprochen haben sollten. Sicherlich ist die folgenschwere Zustimmung zur Expedition des nach Ablehnung durch die heimische Regierung in castilischen Schutz genommenen Portugiesen Magelhaens nicht ohne seine Mitwirkung denkbar. Sie erfolgte zu Valladolid am 22. März 1518 und bedeutete auch ideell schon eine sehr große Sache. Mag dabei immer der materielle Wert der duftenden Gewürze die stärkste Anziehungskraft für die finanziellen Interessen gehabt haben, so waren doch an der Idee, über den Westen zu den geheimnisvollen Gewürzinseln zu gelangen, auch die Kosmographen beteiligt; das tiefere geographische Interesse an dem Plan liegt ebenso zutage, wie die Gefahr eines politischen Zusammenstoßes mit den Portugiesen, die sich, wie man erwarten durfte, ihr junges überaus ertragreiches Gewürzmonopol gewiß nicht ohne weiteres aus der Hand nehmen lassen würden. Nach umfassenden Vorbereitungen verließ Magelhaens am 10. August 1519 mit fünf Schiffen Sevilla.

Magelhaens suchte die Molukken nicht auf dem Wege über Afrika und das Kap, sondern in entgegengesetzter Richtung. Der Ring um die Erde mußte sich also zum ersten Male in der Geschichte dieser Welt im Namen Karls V schließen, wenn das Wagnis glückte. Die Fahrt war kühn, entbehrungsreich, dramatisch in ihren inneren Konflikten, bunt und zugleich furchtbar in ihrem Ablauf. Die nüchterne Reihe der Ereignisse zusammen mit dem anschaulichen Bericht eines der wenigen Überlebenden der Fahrt schlägt noch heute den Leser dieser Überlieferung völlig in ihren Bann und berührt auch das Leben Karls V mit dem Schauer eines weltgeschichtlichen Ereignisses ersten Ranges.

Magelhaens hatte noch vor der Durchfahrt durch die Straße, die bis heute seinen Namen trägt, eine sehr gefährliche Meuterei seiner zusammengewürfelten Mannschaft zu bestehen; er wurde ihrer Herr mit der männlichen Entschlossenheit, die ihn auszeichnete. Im Oktober 1520 passierten sie die Straße, deren Schrecken sie unter grimmigen Stürmen durchkosteten; eines der Schiffe verzagte endgültig und kehrte zurück. Aber vier Schiffe gelangten im November vorwärts wieder in die offene See, die ihnen nun wirklich als ein „Pazifik“ erschien. Sie überquerten auch diesen Ozean und landeten an einem der südlichen Gestade der Philippinen, um von hier in den ersehnten ostindischen

Archipel zu gelangen. Aufregende Szenen und Erfahrungen lagen hinter ihnen, Kämpfe, Verzweiflung, Hunger und Krankheit. Nun sahen sie die Erfüllung ganz nahe vor sich. Ja, die Eingeborenen schienen mit diesen neuen Ankömmlingen bereitwilliger Freundschaft zu schließen als mit den schon bekannten Portugiesen. Magelhaens erlebte die stolze Freude, daß sich der König von Cebu und seine Frau auf die Namen Don Carlos und Doña Juana taufen ließen. Die Spanier richteten das Kreuz auf und hielten Dankgottesdienste. Sie boten ihren neuen Freunden ritterliche Hilfe gegen feindselige Nachbarn.

Aber eben diese unvorsichtige Unternehmung endete mit dem herzerreißenden Tode ihres Führers vor den Augen seiner Leute, die er bis zum letzten Mann noch in Sicherheit bringen wollte. Alle Abmachungen fielen nun in sich zusammen. Dafür trat die Entrüstung der Portugiesen über diese Eindringlinge in ihre Interessensphäre mit aller Schärfe hervor. Die Rückfahrt wurde fast noch schwerer als die Hinfahrt. Aus fünf Schiffen waren vier, aus vieren zwei geworden; nur eines kehrte nach entsetzlichen Mühseligkeiten und vielfältig feindseliger Behandlung, um Afrika herum, unter Sebastian del Cano nach Spanien zurück; mit ihm auch Pigafetta, der Chronist der Fahrt. Am 8. September 1522 landete die Victoria mit den Resten der Mannschaft und der Ausbeute endlich wieder in Sevilla. Von Karl empfangen, wurde del Cano ausgezeichnet für die unsterblichen Verdienste des Magelhaens. Frohlockend schrieb Karl seiner Lante Margarete am 31. Oktober 1522 von diesen Dingen, von der Umrundung der Erde, von den mitgebrachten Schätzen der Molukken an Gewürznelken, Pfeffer, Kaneel, Ingwer, Muskat und Sandelholz; auch daß er nun öfter diese Route einschlagen lassen werde. Das geschah, wie schon auf portugiesischer Seite unter starker Beteiligung deutscher Reeder und Kaufleute; Karl lud am 14. Februar 1523 sogar ausdrücklich die Lübecker zur Teilnahme ein. Die Unternehmungen führten andererseits zu jahrelangen ärgerlichen Auseinandersetzungen mit den Portugiesen über die Demarkationslinie. Zunächst wurde in Badajoz eine gemischte spanisch-portugiesische Kommission aus Kosmographen und Navigationsleuten bestellt mit der Aufgabe, zu untersuchen, ob die Gewürzinseln westlich oder östlich jener 1493 durch Alexander VI auf 180 Grad von den Kapverdischen Inseln festgesetzten Demarkationslinie lägen.

Inzwischen begann sich das riesige amerikanische Festland mit seinen alten Reichen aus dem Ozean zu erheben. Das spanische „Indien“ bestand bis dahin nur aus den Inseln, die von Santo Domingo aus verwaltet wurden — soweit davon die Rede sein kann. Denn nach der kühnen Tat der Entdeckung

dieser Neuen Welt hatten sich Horden undisziplinierter Menschen mit der Überlegenheit europäischer Waffen und der Stoßkraft des Angriffs, in wachsender Habgier und mit hochmütiger Verachtung alles Nichtchristlichen auf diese Naturvölker gestürzt und sie schon fast ausgerottet. Die Ausbeutung der „entdeckten“ und damit kurzerhand in Besitz genommenen Welt drohte mit den unglückseligen Völkern auch den Gewinn der Conquistadoren selbst zu vernichten, so daß die dürftigsten Regelungen von Besitz und Recht einfach aus der Not geboren wurden. Die Behandlung dieser erst allmählich in die Schicht der Hoheitsrechte hineinwachsenden Verhältnisse lag wirtschaftlich bei der Casa de contratacion, dem „Handelshof“ in Sevilla, politisch mit der Zeit bei dem Indienrat, Consejo de Indias. Streitigkeiten und Klagen veranlaßten schon Ferdinand von Aragon, die Zahl der als Repartimiento in Besitz genommenen Indianerfamilien irgendwie einzuschränken. Aber die Verhältnisse dieser Privatherrschaften oder Encomiendas spotteten dauernd jeder Rechtllichkeit und Menschlichkeit, da sich offenbar alle Beteiligten gegenseitig ihre Sünden nachsahen, und die ohnehin den handfesten Conquistadoren verhafteten Letrados oder höheren Beamten über keine rechte Macht verfügten.

So blieb die Klage. Und wenigstens diese hat die Ehre Spaniens und seiner Könige, wenn nicht gerettet, so gedeckt, insofern es an Verordnungen und Maßregeln fortan nicht fehlen sollte. Aber den gigantischen Verhältnissen ganzer Erdteile mit ihren unbegrenzten Ausweichmöglichkeiten waren die Mittel eines Königs von Castilien und Aragon, selbst wenn er sich einen römischen Kaiser nannte, nicht entfernt gewachsen. Auch hier lastete auf der Regierung Karls die ungeheure Weite seiner Macht.

Im Jahre 1515 war der Weltgeistliche Bartolome de las Casas nach Spanien zurückgekommen, um die entsetzlichen, aller Sittlichkeit Hohn sprechenden Zustände zu brandmarken. Die furchtbare Wirklichkeit illustriert neben seinen Klagen am besten die ergreifende, wenn auch etwas jüngere Bilderchronik des Indianers Guaman Poma, jetzt in Kopenhagen, die ähnlich den italienischen Allegorien des 14. Jahrhunderts auch die Stimmungen im Bilde wiederzugeben sucht. Da sieht man den um Erbarmen flehenden Indianer umgeben von Drachen, Puma, Jaguar, Ratten, Fuchs und Raße; das sind der Corregidor, der Obercazike, der reisende Spanier, der Geistliche und der Schreiber, gegen die alle er sich verzweifelt wehrlos sieht. Sie nahmen ihm alles, Land und Haus und Gut und Frauen und Mädchen, Gesundheit und Leben. Las Casas wünschte, in diese Hölle auf Erden das Christentum und die christliche Besittung zu tragen und das arme Volk durch fremde Sklaven zu entlasten.

Anscheinend wirkte ihm der Leiter der indischen Angelegenheiten, der Bischof Juan Fonseca von Burgos bewußt entgegen. Aber das Problem war auch ohnedas unlösbar. Vergebens setzte selbst Ximenez seine starke Hand mit ein; die von ihm beauftragten drei Hieronymitenpatres versagten. So trat schon damals (1517) der gutgemeinte, aber zum Fluch gewordene Ratschlag hervor, zum Ersatz für die fast mutwillig ausgerotteten Indianer von fernher Neger-  
sklaven zu holen. Man machte Ernst damit. Das früheste Privileg der Negereinfuhr wurde eines der vielen, die in der ersten Zeit burgundischer Fremdherrschaft einem hohen Herrn bei Hofe, dem Laurent Gorrevod, verliehen wurden. Er säumte nicht, es den Genuesen zu verkaufen.

Nach Ximenez und Sauvage lieb Gattinara den Klagen des Las Casas sein Ohr. Aber Las Casas scheiterte auch seinerseits. So schleppten sich die Klagen hin; wir haben sie sogar in den Schriften der Comuneros wiederklängen gehört; alles vergebens. Las Casas endete bei den Dominikanern in Española. Sein Lebensbuch klingt mit dem Titel des „Zugrundegerichteten Indien“ tief bitter aus.

Vielleicht war es in den neuentdeckten Gebieten des mittelamerikanischen Festlandes möglich, glücklicher zu beginnen und die alten Fehler zu vermeiden. Die Küste von Honduras trat zuerst ans Licht; bald öffnete sich kühnen Zugriffen das nördlich angrenzende Mexiko. Gebiete alter und hoher Kultur, denen ihr Eroberer Hernando Cortes den Namen Neuspanien gab. Indessen gerade die zahlreichen lebendigen und durch Denkmäler unterstützten Berichte dieser auch in persönlichem Einsatz großartigen Conquista lehren deutlicher als alles andere die unheimlichen Bedingungen, unter denen sich die Einbegreifung dieses Weltteils in die Geschichte der übrigen Menschheit vollziehen mußte. Cortes Berichte an Karl V gehören fast seit ihrem Eintreffen in Spanien zur Weltliteratur, da sie alsbald in Abschriften und Drucken verbreitet wurden. Sie lassen uns in ihrer Mischung von Verwegenheit, ja Heroismus, und beispielloser Brutalität gegenüber Menschen und menschlicher Gesittung oft das Blut in den Adern stocken. Selten ist die Sprache der Geschichte so hart und erschütternd.

Hernando Cortes (geb. 1485) erscheint als der glänzendste unter diesen Hidalgo, die von Natur die Waffen und den körperlichen Einsatz über alles liebten. Sein Vater war ein kleiner Truppenoffizier gewesen. Zu seiner Zeit aber hatten die Maurenkriege ein Ende genommen, und der Sohn sollte in Salamanca studieren. Das ererbte Blut revoltierte gegen diese Einfügung in die bürgerliche Ordnung der Letrados. Nach anderen Streichen machte sich der 19 jährige auf einem Schiff nach Westindien davon. Hier bot man ihm

Land. Er verachtete die Landarbeit. Er bekam eine kleine Stelle, eine größere Encomienda, schließlich Ansehen und Reichthum. Aber sein unruhiges Blut begehrte mehr. Diego Velasquez, der Gouverneur, hatte den fetten Burschen gefördert; jetzt vergalt ihm dieser mit verwegenen Unbotmäßigkeiten. Gerügt, bestraft, eingesperrt, entronnen — alles auf eine toll romantische Weise —, sollte er eine Expedition führen und wurde schließlich doch nicht berufen. Da raffte er selbst Waffen und Mannschaften und Schiffe zusammen und zog am 20. Februar 1519 auf eigene Faust hinaus zur Eroberung neuer Reiche.

Nun öffnet sich die große Szene einer Conquista. Die Entrüstung und Eifersucht der anerkannten Machthaber ringt mit dem stammverwandten Eigenswillen ihres Nachwuchses. Der Reiz der Unbotmäßigkeit, die eigene Erregung im Zuge des Außerordentlichen, die Schrankenlosigkeit der Räume und die fast plötzlich über ein solches Häuflein und ihren Führer hereinbrechenden Überraschungen steigerten die Geschlossenheit der Persönlichkeiten, ihren Wagemuth, ihre Entschlußkraft und Ausdauer — aber auch die vorbeugende Gewaltthätigkeit ins Unbegrenzte. Die ungeahnten Erfolge gegenüber schlechtbewaffneten, durch die Feuerwaffen eingeschüchternen, wenn auch an Zahl unendlich überlegenen Völkern, die vornehmen Gesandtschaften, devoten Huldigungen verängstigter Fürsten und Massen, die Geschenke an Gold und Kostbarkeiten, an Sklavinnen und Vorräten versetzten diese Männer unter dem tropischen Himmel offenbar in einen Rausch von Macht und Herrschbegier. Die „weißen Götter“ überwältigten die ahnungslosen Kinder der Natur.

Wir steigen mit ihnen von Veracruz an der Küste hinauf in die mexikanischen Hochlande mit ihren Städten und ihren sich vielfach befehdenen Herrschaften. Nichts weniger als ein paradiesischer Zustand, aber immerhin ein geordnetes Wesen, das diese Eroberer erschütterten wie ein Erdbeben. Ratschläge der Eingeborenen über Wege und Freundschaften, manchmal zur Ablenkung, manchmal gutgläubig, nicht selten böswillig oder aus Todesangst gegeben, lösten Enttäuschung, Wut, Ingrimm und grausame Rache aus. Die Herren des Landes machten große Angebote, die ungebetenen Gäste fernzuhalten. Cortes läßt immer antworten, er komme im Namen des größten Herrschers dieser Welt, Don Carlos, und in seinem allerhöchsten Auftrage. Er hat Schreiber und Notare bei sich zur förmlichen Besitzergreifung, zur Annahme von Vasallen und zu sonstigen Verträgen in gravitätischen Formen. Er berichtete seinem Herrn selbst wie ein Vasall und gehorsamer Diener.

Unaufhaltsam drang Cortes vorwärts, ließ nebenher die Rauchsäule des Popocatepetel untersuchen, beschrieb höchst anschaulich die Städte, Tempel,

Blumengärten und öffentlichen Anstalten dieser Völker. Aber wo nur Widerstand oder Mißtrauen sich einstellte, ließ er töten und verderben ohne jede Ehrfurcht vor Leben und Kultur. Sie durchzogen blühende Ortschaften, die sie zum Schauplatz furchtbarer Gemetzel machten, deren sie sich gar noch rühmten.

Endlich gelangten sie zur Hauptstadt selbst, wundersam in einem großen See gelegen, nur auf langen Dämmen zugänglich, von einer weither kommenden kunstvollen Wasserleitung gespeist, herrlich ausgebaut mit Türmen, Palästen und Höfen. Da residierte Montezuma. Sonderbar zeremonielle Begrüßung und dann das angebliche Geständnis des Montezuma, daß sein Volk auch erst in dieses Land gezogen, und daß gewiß der ferne große Kaiser sein echter alter Oberlehnsherr sei. Cortes und Montezuma tauschten Geschenke. Der Gast wurde fürstlich untergebracht, blieb aber auf seiner Hut. Die bei jedem Zusammenstoß mit den Eingeborenen ausgesprochene Forderung auf Annahme des Christentums und Zerstörung der angestammten Heiligtümer stieß hier auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Eines Tages dünkte es Cortes am sichersten, sich der Person des Herrschers selbst zu bemächtigen. Durch seine Dolmetscher machte er ihn fügsam und führte ihn scheinbar in allen Ehren, aber offenbar schon unter unheimlicher Stimmung des Volkes, in das spanische Hauptquartier ab. Nun bediente er sich der geheiligten Person als Ratgeber, mehr noch zur Mahnung, vor allem als Geißel.

Da erscheint plötzlich die viel größere Gefahr im eigenen Rücken. Von der Küste her kommt die Nachricht von der Landung eines anderen spanischen Aufgebots unter Panfilo Narvaez, der im Auftrage des Diego Velasquez mit Schiffen und überlegener Mannschaft Rechenenschaft forderte. Es wurde das Gerücht ausgesprengt und geflissentlich genährt, Cortes und seine Leute seien Betrüger, ihr eigener Herrscher gebe sie preis. In diesem Augenblick erreichte die Latkraft des Conquistador ihre Höhe. Mit einer Handvoll Leuten zieht er dem weit überlegenen Narvaez entgegen, sendet ihm höfliche Botschaft, stürmt mit ein paar Verwegenen seinen Turm und nimmt ihn ohne weiteres als Rebellen gefangen. Mit einer unglaublichen Energie behauptete er sich zwischen den eigenen Landsleuten und den tief erregten, in ihrem Glauben an die übermenschlichen Kräfte der ersten Spanier erschütterten Eingeborenen. Die Mannschaften des Narvaez nahm er selbst in seinen Dienst.

Inzwischen aber war in der Hauptstadt, wo Cortes den seiner Aufgabe nicht gewachsenen Alvarado als Führer gelassen hatte, die Empörung ausgebrochen; die Priester erregten die Massen, nachdem die Spanier an ihre Götterbilder die Hand gelegt und unter den Wehrlosen brutal gewütet hatten. Die Mexi-

kaner wehrten sich mit dem Mute der Verzweifelten, und selbst mit seinen Verstärkungen vermochte der zurückgekehrte Cortes die Lage nicht zu meistern. In der Inselstadt waren sie wie abgeschnitten, die Dämme wurden ihnen zerstört und unübersehbare Massen bedrängten sie von allen Seiten. Nun bediente man sich des Montezuma. Er sprach zu seinem Volke, wurde aber kaum gehört, vielmehr von einem Hagel von Steinen getroffen und endete bald danach, vielleicht an diesen Wunden, vielleicht von der Hand eines Spaniers, da er zu nichts mehr nütze war. Cortes faßte notgedrungen den schweren Entschluß, die Stadt zu räumen, mit allen Mitteln die Lücke in einem der Dämme zu schließen und mit seinen Schätzen und Mannschaften in der Nacht abzuziehen. Allein die Feinde waren viel zu sehr empört, als daß der Plan hätte gelingen können. Auch in der Nacht wurden die abziehenden Spanier von allen Seiten bedrängt; es gab ein unbeschreibliches Blutbad in dieser Nacht, die den Spaniern als noch trister unvergeßlich bleiben sollte. Nicht genug damit. Auf dem Rückzuge stellte sich ihnen bei Tage das ungeheuer überlegene Aufgebot des ganzen Volkes entgegen, geführt von einem neuen Herrn im prunkenden Schmuck von Federn, Gold und Silber. Stundenlang wogte der Kampf, und die Sache schien verzweifelt für die Spanier, bis wiederum Cortes ganz persönlich mit wenigen Entschlossenen die Reihen durchbrach, gerade auf den feindlichen Führer los, und mit dessen Tode die entscheidende Wendung herbeiführte. Aber sehr zusammengeschmolzen und vielfach verwundet, retteten sich Cortes und die Seinen nur mit Not in das treugebliebene Tlascala. In Verbindung mit der Küste rüstete er neu auf, um im Laufe der nächsten Monate alles Verlorene und noch mehr zurückzugewinnen.

Mitten aus diesen Ereignissen schrieb Cortes seinen Bericht vom 20. Oktober 1520, dem die Schätze des Montezuma als eindrucksvollster Ausweis seiner Taten und als Unterpfand seiner Zukunft vorausgeschickt waren.

Wir werden bald Näheres darüber erfahren, wie das alles auf Karl V gewirkt hat. Die Schätze machten dem Hofe einen starken Eindruck; das lehren gelegentliche Äußerungen und ihre Aufnahme in den Niederlanden. Teile schenkte Karl seinem Bruder Ferdinand, von denen noch heute das Museum für Völkerkunde in Wien ein paar Prachstücke aus Gold, Edelfsteinen und kunstvoller Federarbeit bewahrt. Im übrigen befand sich der Kaiser ja auf der Heimfahrt in seine spanischen Königreiche, wo ihn alle diese Dinge noch lange beschäftigen sollten. Nach vielem Hin und Her hat er später auch zwischen Velasquez und Cortes zugunsten des tollkühnen und erfolgreichen Eroberers von Mexiko entschieden.

Noch in den Niederlanden aber, in Brügge, hatte Karl am 22. Mai 1522 sein erstes Testament entworfen „angesichts der bevorstehenden gefährlichen Fahrt“. Es wurde erst in England mündlich und im Original bezeichnenderweise wiederum unmittelbar vor der Fortsetzung der Seefahrt auf Schloß Waltham bei Southampton am 3. Juli vollzogen. Als wollte der Kaiser an diesem Wendepunkte seines Lebens noch einmal die für ihn entscheidenden religiösen und dynastischen Ideen niederlegen, ergab er sich in den Schutz und die Fürbitte seiner heiligen Patrone, ordnete die gottesdienstlichen Handlungen und Stiftungen für den Fall seines Todes, bestellte zu Vollstreckern seines Willens die ihm nächststehenden hohen Herren von Nassau, Lannoy und Hoogstraeten neben dem Beichtvater Clapion und dem Grefstier des Goldenen Vlieses, de Blioul. Endlich aber verfügte er überaus denkwürdig über den Ort seiner Beisehung. Sollte er noch in den Niederlanden abgerufen werden oder in ihrer Nähe, so will er ruhen in Notre Dame zu Brügge neben seiner Großmutter, Dame Marie, Herzogin von Burgund. Sollte er aber zur Zeit seines Todes das Herzogtum Burgund, wie er es durch sein letztes Bündnis anstrebte, zurückgewonnen haben, so will er beigesetzt werden in der Chartreuse bei „seiner“ Stadt Dijon an der Seite seiner Vorfahren Philipps des Kühnen, seines Sohnes Johann und Philipps des Guten. Sollte ihn der Tod auf der weiteren Reise oder in Spanien ereilen, dann will er bestattet sein in Granada bei den Großeltern Ferdinand und Isabella, den katholischen Königen, und seinem Vater, Don Philipp.

Begehrlich streckte er die Hand rückwärts in das Altburgundische, das er zurückerobern wollte. Aber seine Fahrt und seine Augen waren zugleich vorwärts gerichtet auf Spanien, wo ihn die Weltherrschaft erwartete und ein im Kampfe klug und treu gewordenes Volk, — Spanien, das ihm bald zur Heimat werden sollte und dessen er in diesem frühesten seiner Memento mori zum ersten Male so liebevoll gedachte.

